



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 20, Nr. 11 November 15, 1967

Köln: Bund-Verlag, November 15, 1967

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts

11

Köln, 15. November 1967 . 20. Jahrgang . Preis 50 Pfennig

Neuer Hut – alles gut? Foto: Jürgen Hebestreit



Hans-Böckler-Kindergarten bei Saigon eröffnet

Ein Kindergarten für 50 bis 60 Kinder im Alter von 3 bis 6 Jahren wurde am 10. September 1967 in der Ortschaft Bui Mon in Vietnam feierlich eröffnet. An der Eröffnungsveranstaltung nahmen Vertreter der Regierung, der deutschen Botschaft, der International Rescue Committee, der Beauftragte der Friedrich-Ebert-Stiftung sowie der vietnamesischen Gewerkschaften teil.

Diese Kindergarten-Eröffnung war mit Hilfe des DGB-Bundesvorstandes möglich, der dem südvietnamesischen Gewerkschaftsbund CVT über das International Rescue Committee eine Spende von 100000,- DM übermittelte, die im Rahmen humanitärer Hilfe verwandt werden sollte. Die Plantagenarbeitergewerkschaft in Vietnam hatte 1200 qm Land zur Verfügung gestellt.

Die Kinder werden in dem Haus betreut. Weiterhin ist eine ständige ärztliche Beaufsichtigung sowie eine vorschulische Anleitung vorgesehen. Aufgenommen werden Kinder von Familien, in denen beide Eltern arbeiten, aus Großfamilien und aus minderbemittelten Familien.

Foto: Angelika Neuke



In den Hintern treten

Das ist bei Tauberbischofsheim geschehen. Die 3. Kompanie des Panzer-Bataillons 363 übte Partisanenkämpfung. Nach einem 65-Kilometer-Marsch wurde der „Partisan“, Gefreiter Walter Funk, gefangen. Im Verhör sollte er über Agentenstellen aussagen. Aber er weigerte sich. Der den „Partisan“ verhörende Leutnant Schramm war wohl über Praktiken im Umgang mit Partisanen informiert. Er befahl dem Gefreiten, Schuhe und Strümpfe auszuziehen und sich hinzulegen. Er stellte seinen Stiefel fest auf den Unterschenkel des „Partisanen“, nahm einen brennenden Zweig und hielt ihn an die Fußsohlen seines Opfers. Der „Partisan“ schrie vor Schmerz, aber er sagte nichts. Schließlich gab der Leutnant auf, entzog dem Opfer aber noch das Abendbrot. Der „Partisan“ nahm auch das hin. Der Vorfall wurde Brigadekommandeur Hans-Georg Biedermann gemeldet, der gegen Schramm eine harte Arreststrafe verhängte und die Unterlagen dem Staatsanwalt übergab, da ihm die Arreststrafe nicht ausreichend erschien. Ein Major aus dem Stabe des Generals sagte zu dem Vorfall: „Ich hätte an der Stelle des Gefreiten in dieser Lage dem Leutnant einfach in den Hintern getreten.“

Der Major gefällt mir. Aber es tauchen einige Fragen auf. Warum wehrt der Gefreite sich nicht? Warum griffen die bei dem Vorfall umstehenden Soldaten nicht ein, als der wohl nicht ganz normale Leutnant seine Folterung begann und weiter durchführte? Warum aßen sie, wenn ihr Kamerad aus Willkür vom Abendbrot ausgeschlossen wurde? Wäre ein ähnlicher Fall von willkürlicher Körperverletzung im Zivilleben geschehen, dann hätte das Opfer sich bestimmt gewehrt. Und gewiß hätten Zivilisten eingegriffen und den Leutnant nicht nur in den Hintern getreten.

Warum geben junge Menschen, die Soldaten werden, ihre Zivilcourage am Kasernentor ab? Sollten sie bei Verletzung ihrer fundamentalsten Menschenrechte nicht etwas von dem erwähnten Major lernen? Sollten sie nicht solidarischer sein und sich gegen jede Willkür wehren? Würden sie – wovon uns das Schicksal bewahren möge – in einem Krieg nicht Taten ausführen, von deren Unmenschlichkeit der vergangene Nazikrieg so voll war, wenn sie nicht im Frieden schon in kleineren Dingen ihre Würde und Menschlichkeit bewahren?

Was sollten sie tun, wenn – wie „Metall“ am 22. 8. 67 berichtete – ein Kompaniechef, Oberleutnant A., zu ihnen sagt: „Mann, der Krieg findet nicht im Saale statt. Sie sind doch ein deutscher Soldat und kein Judenbengel!“ Was sollen junge Soldaten gegen einen antisemitischen Oberleutnant tun, der zwar Offizier, aber doch ohne Bildung ist? Ein Tritt in den Hintern würde bei einer solchen Figur wohl nicht genügen.

Hans Dohrenbusch

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Postfach 409. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 82821. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden.

Kupfertiefdruck: dumont presse, Köln

Briefe an den General

Bundeskanzler Kiesinger hat sich entschlossen, auf den ursprünglich beabsichtigten Brief an Staatspräsident De Gaulle wegen dessen geschichtswidriger Äußerungen in Polen zu verzichten.

Soll Zabrze nun wirklich für alle Zeiten die polnischste aller polnischen Städte bleiben?, fragte ich mich beunruhigt, als ich das las. Nie und nimmer! Wer aber wenn nicht der Herr Bundeskanzler verhilft dem General zu einem für die ganze Nation tragbaren Geschichtsbild?! Ich eilte zu Udo.

„Bediene dich!“ sagte er und bot mir ein rezeptfreies Beruhigungsmittel an. Ich griff dankbar zu.

„Zabrze gibt es für uns nicht“, belehrte er mich. So ginge es an. „Die Stadt heißt Hindenburg.“

„Bist du sicher“, fragte ich, „daß sie heute noch so heißt?“

„Völlig sicher“, sagte er. Und schlug den Schulatlas auf. „Außerdem ist es meine Heimat, wie du weißt.“

Sein Großvater ist dort geboren. Bis zu seinem Tode habe er nicht aufgehört, ihm immer wieder zu versichern, daß Hindenburg eine rein deutsche Stadt gewesen sei. „Und deutsch wird Hindenburg bleiben“, fügte er nach einem Zug aus der nikotinarmen Filterzigarette hinzu.

„Deutsch vor ever!“ rief ich aus.

„Wenigstens bis zur endgültigen Regelung durch einen Friedensvertrag“,

schränkte er ein. Udo ist kein Hitzkopf. Und denkt politisch. Eminent politisch.

„Ich weiß“, sagte ich, „daß Hindenburg deutsch ist. Nur der General scheint das nicht zu wissen. Die überwiegend polnische Bevölkerung, die ihn dort bejubelt, muß sein Geschichtsbild verwirrt haben. Nur: wenn der Bundeskanzler paßt, wer sagt ihm das jetzt!?“

„Wir“, sagte er.

„Wir? Wer ist: wir?“

„Die deutsche Jugend des Ostens. Die Bundesführung hat über ihre Landesverbände alle Mitglieder aufgefordert, Protestschreiben an den französischen Staatschef zu schicken.“

Er reichte mir das Rundschreiben.

„Wartet nicht zu lange mit der Abfassung und Versendung von Schreiben und Telegrammen!“ las ich.

Ich atmete auf. „Bravo!“

„Du siehst“, lachte er: „Noch ist Polen nicht verloren! Deutschland-Polen“, korrigierte er sich rasch, als er merkte, wie ich zusammenzuckte. „Die deutschen Gebiete unter polnischer Verwaltung.“ „Wie soll es nun weitergehen?“ fragte ich.

„Tausende von Protestschreiben können nicht ohne Wirkung bleiben.“

„Du meinst, der General wird widerufen?“

„So weit wird er kaum gehen können“, sagte Udo. „Das erwarten wir auch gar nicht. Wir wollen ihn schließlich nicht in Verlegenheit bringen.“

„Aber ihr wollt ihm doch eins draufgeben?“

„Keine Spur. Wir lieben und verehren den General. Er ist ein prächtiger alter Herr. Bestes neunzehntes Jahrhundert. Denk nur, wie er in Quebec mutig die französische Fahne hochgehalten hat!“

„In Kanada.“

„Klar, in Kanada.“

„Verstehe“, sagte ich. „Sehr schlau von euch. Ihr wollt ihn daran erinnern, daß es auch so eine Art deutsches Kanada gibt. Jenseits von Oder und Neiße.“

„Genau“, nickte er.

„Das wird ihm zweifelsohne zu denken geben.“

„Sicher.“

„Einen praktischen Erfolg hingegen erwartet ihr nicht. Sehr venünftig, muß ich sagen. Es geht euch bloß um den historischen Anspruch. Wie dem General in Quebec!“

„Wie man's nimmt“, sagte er gedehnt und zündete sich eine neue Filter an. „Natürlich hat unsere Briefaktion auch eine praktische Seite.“

„Und die wäre?“

„Denk an die Bundespost“, sagte er. „Sie ist grausam in den roten Zahlen. Ein paar tausend Mark Brief- und Telegrammporto nach Frankreich helfen ihr ganz schön weiter!“

Gerd Angermann

Wenn wir Otto nicht hätten...

Wenn wir Otto nicht hätten – Otto Brenner meine ich natürlich –, dann wäre in der Nachkriegsgeschichte der westdeutschen Gewerkschaften vieles anders gelaufen; ja, sogar in der Bundesrepublik im Ganzen stände es um die Demokratie anders, das heißt schlechter, wenn wir Otto nicht hätten.

Eine solche Behauptung mag überraschen; denn in unserer großen Bewegung, in unseren Millionen-Organisationen haben wir nicht die Gewohnheit, die Rolle und Bedeutung eines einzelnen so hoch einzuschätzen. Im Grunde ist jeder ersetzbar (sagen wir oft), und daß es so ist, erleben wir immer wieder, wenn ein „Spitzenfunktionär“ stirbt oder wegen Erreichung der Altersgrenze ausscheidet. So ist es in der Regel, und das ist ja auch in Ordnung. Aber ich meine, mit Otto ist das anders: hätten wir ihn nicht gehabt in den letzten beiden Jahrzehnten, dann stände die deutsche Gewerkschaftsbewegung sehr viel schlechter da.

Wahrscheinlich wäre Otto Brenner der erste, der eine solche Behauptung zurückweisen würde; denn er ist viel zu bescheiden, sich selbst eine solche Rolle zuzuschreiben: er würde betonen, wie viele mit ihm der gleichen Sache dienen und daß er ohne diese Kameraden und Kollegen nichts ausrichten könnte. Natürlich hätte er recht mit diesem Hinweis; und doch möchte ich meine Behauptung aufrechterhalten: in seiner klugen, beherrschten, ruhigen, beharrlichen Art hat Otto Brenner unserer Gewerkschaftsbewegung und unserer Demokratie in der Epoche des „Wirtschaftswunders“ und des bloßen Managertums Werte bewahrt, die ohne ihn verlorengegangen wären. Er hat – um es zunächst ganz einfach auszudrücken – im Kampf für Nahziele immer das Fernziel im Auge behalten: die Veränderung unserer kapitalistischen Gesellschaft in eine soziale Welt der Gerechtigkeit für alle.

Dieses Fernziel hat er nicht proklamiert, sondern mit dem Werkzeug seiner großen Gewerkschaft im Rahmen der deutschen und internationalen Gewerkschaftsbewegung Wege dorthin zu bahnen versucht: schrittweise Durchsetzung kürzerer Arbeitszeit nach einem genauen strategischen Zeitplan bis zur 40-Stunden-Woche, Lohnfortzahlung im Krankheitsfall, zusätzliches Urlaubsgeld – das sind einige Stufen auf diesem Wege, und die errungenen Erfolge dienen nicht nur der eigenen Gewerkschaft, sondern in der Folge der Gesamtbewegung. Deshalb ist es nur logisch, daß Otto Brenner der eigentliche Promotor der Aktionsprogramme des DGB von 1955 und 1965 ist. Diese Aktionsprogramme sind nicht nur um ihrer selbst willen da, sondern zugleich, um die Gewerkschaften an den Realitäten der Gegenwart zu trainieren und zu stärken für den Kampf um die



Otto Brenner

Foto: DGB

bessere Zukunft. – Diese Zukunft, die wir uns nicht durch eine verlogene, irrealen „Sozialpartnerschaft“ einhandeln können, sondern für die wir – solidarisch und zu Opfern bereit – kämpfen müssen.

Diesen Kampf führen die Gewerkschaften mit den Mitteln der Demokratie und auf dem Boden der Demokratie. Darum ist es so wichtig, daß diese – noch kaum zum Leben erweckte – deutsche Demokratie nicht schon wieder erstickt und verstümmelt wird. So ist es folgerichtig, daß Otto Brenner früher als die meisten anderen die für unsere Demokratie tödlichen Gefahren der Notstandsgesetze erkannt hat und ihnen von Anfang an mit unbeirrbarer Konsequenz entgegengetreten ist. Gewiß haben sich in

diesem Widerstand der IG Metall andere Gewerkschaften angeschlossen, gewiß haben zwei DGB-Kongresse in diesem Sinne Mehrheitsbeschlüsse gefaßt, gewiß haben Professoren, Studenten und andere außerparlamentarische Gruppen mutig und beharrlich den Kampf aufgenommen – aber wenn wir Otto nicht hätten, wäre vieles nicht möglich gewesen. Selten war ein einzelner so wichtig in einer großen Bewegung.

Weshalb kann Otto Brenner eine solche Rolle spielen, warum genießt er in so einzigartiger Weise das Vertrauen seiner Kollegen – ein Vertrauen, das es seinen Gegnern unmöglich macht, ihn beiseite zu schieben oder zu überspielen? Man könnte auf diese Frage antworten, daß er sich unter

schwierigsten Bedingungen ein großes, solides Wissen erworben hat, daß er klug und besonnen ist, daß er nicht für sich, sondern immer für die Sache arbeitet – das alles ist richtig und doch noch nicht der Kern seines Wesens und damit seines Wirkens, scheint mir. Das Besondere (nicht Einmalige, aber ganz gewiß nicht Alltägliche) ist, daß dieser Mann seinen Idealen die Treue gehalten hat – daß er dem, was er in früherer Jugend für richtig erkannt hat, immer treu geblieben ist. Das klingt so einfach und ist so selten. So wenig wie er – stets ein Linker – je in die Versuchung geriet, sich einer totalitären, undemokratischen Partei oder Organisation anzuschließen (wie das in den zwanziger und dreißiger Jahren so viele taten, die heute nicht antikommunistisch genug sein können!), so wenig war und ist er je in Gefahr, ein Opportunist, ein blasser Reformist, ein Nurtaktiker zu werden. In dieser Konsequenz seines Lebensweges liegt seine Stärke – und seine nicht zu überschätzende Bedeutung für unsere Bewegung.

Diese konsequente Haltung ist nicht etwa zu verwechseln mit Starrheit und Sturheit, mit Uneinsichtigkeit in die Veränderungen in der Welt, in der wir leben. Im Gegenteil: keiner hat besser und klarer als Otto Brenner erkannt, daß wir in einer dynamischen, in einer rasch sich wandelnden Gesellschaft leben, und es ist kein Zufall, daß unter seiner Führung die IG Metall früher und gründlicher als irgendeine andere Gewerkschaft und auch als Unternehmertum und offizielle Wissenschaft die Gesetze, Chancen und Gefahren der zweiten industriellen Revolution erforscht hat – um daraus die Folgerung zu ziehen, daß eine so dynamische Zeit dynamische Gewerkschaften braucht, die sich des geistigen Rüstzeugs des letzten Drittels des 20. Jahrhunderts souverän bedienen, ohne darum ihre Traditionen, ihre Grundsätze und ihre humanen Ziele preiszugeben. Auch dafür ist Otto der wichtigste Garant. Es wäre noch viel hinzuzufügen. Aber der 60. Geburtstag, den Otto Brenner am 8. November feiert, ist ja zum Glück kein Anlaß zu einer „abschließenden“ Würdigung. Gute Jahre wichtigen Wirkens liegen, das wünschen wir ihm und uns, noch vor ihm – Jahre, in denen wir noch manches Mal sagen werden: Ja, wenn wir Otto nicht hätten – aber zum Glück haben wir ihn!

Walter Fabian

Staatsbürger in Uniform – doch nur eine

Von Christian Götz



Etwas an der Legalität vorbei

In den vergangenen Jahren galt jeder Publizist und Politiker, der ernsthaft für die Reduzierung unseres militärischen Potentials eintrat, schon fast als „halber Landesverräter“, der (angeblich) leichtfertig die Sicherheitsinteressen der Bundesrepublik aufs Spiel setzen wollte. So hat bezeichnenderweise auch nicht politische Einsicht, sondern die durch die letzte Bundesregierung verschuldete Finanzkatastrophe die politischen Parteien zu einer Auseinandersetzung mit der Frage gezwungen, ob Art und Umfang unserer militärischen Rüstung finanziell vertretbar und der veränderten weltpolitischen Situation angemessen sind. Der Deutsche Bundestag wird noch in diesem Jahr eine wehrpolitische Grundsatz-Debatte führen.

Mir ist besonders aufgefallen, daß sich die Wehrexperthen der Parteien bei den jetzigen Diskussionen fast ausschließlich auf die sicherlich wichtigen Fragen der Truppenstärke sowie der Ausrüstung und Bewaffnung konzentrieren, während sie gleichzeitig den zumindest genauso wesentlichen Themenkreis der inneren Entwicklung der Bundeswehr außer Be-

tracht lassen. Das ist nach meiner Meinung kein Zufall, sondern Ausdruck eines bestimmten politischen Bewußtseins, nach dem die Innere Führung gegenüber anderen militärischen Problemen von sekundärer Bedeutung ist. Das darf nicht unwidersprochen hingenommen werden. Wenn die Parteien wirklich bereit sein sollten, in den nächsten Monaten eine nüchterne und sachliche Bilanz der Wehrpolitik der letzten 10 Jahre zu machen, so dürfen sie dabei die Innere Führung nicht ausklammern. Das könnte nur dann akzeptiert werden, wenn in diesem Bereich alles in Ordnung wäre. Davon kann aber ganz und gar nicht die Rede sein. Deshalb sollen hier zu der so dringend notwendigen Besinnung auf das vielstrapazierte Leitbild vom „Staatsbürger in Uniform“ einige Überlegungen und Sorgen vorgetragen werden. Unsere Gesellschaft hat in den vergangenen Jahren einen nicht übersehbaren Restaurationsprozeß durchgemacht. Dieser mußte auf die Bundeswehr als eine (notwendigerweise) in sich undemokratische und hierarchisch geordnete Institution verstärkt abfärben. Man denke z. B.

nur an dafür symptomatische Äußerlichkeiten, wie wiedereingeführte und in feierlichen Appellen übergebene Regimentsfahnen, Traditionsecken in manchen Kasernen, Litzen, Biesen oder auch an mit wenig politischem Fingerspitzengefühl vorgenommene Namensbenennungen von Kriegsschiffen nach ehemaligen hohen Offizieren.

Von Anfang an sind ein großer Teil des Offizierkorps sowie viele konservative Politiker dem gesamten Gedankengut der Inneren Führung mit Ablehnung begegnet. Sie sahen darin letztlich nicht mehr als eine unbequeme Konzession, zu der man sich in der ersten Aufbauzeit der Bundeswehr verpflichtet fühlte, um psychologischen Schwierigkeiten bei der Bevölkerung entgegenzuwirken. Auf Grund der nicht zu bestreitenden Schwierigkeiten bei der praktischen Verwirklichung im Alltag der Kaserne wurde das gesamte Gedankengut als unrealistisch abgetan. Entsprechend verloren

die sogenannten „Reformer“ ständig an Einfluß. Herausragendes Beispiel war die Behandlung des Grafen Baudissin. Strauß versetzte ihn kurz nach seinem Amtsantritt als Verteidigungsminister in die Provinz, wo er ein Truppenkommando übernahm. Strauß, der in dieser Beziehung ja nie sehr viel Hemmungen gehabt hat, hielt sein Wort, Baudissin nach längstens zwei Jahren „Truppenerfahrung“ in das Verteidigungsministerium zurückzunehmen, nicht. Er lobte ihn nach Paris weg und nahm ihm damit bewußt jede weitere direkte Einflußmöglichkeit auf die innere Entwicklung der Bundeswehr.

Erinnert sei außerdem an den inzwischen beigelegten Streit zwischen der Gewerkschaft ÖTV und dem Verteidigungsministerium. Der damalige Verteidigungsminister von Hassel und seine politischen Freunde ließen sich erst durch die Androhung eines Verfassungsgerichtsverfahrens dazu bewegen, die Koalitionsfreiheit innerhalb der Bundeswehr zu gewährleisten. Von Hassel benötigte genau 1½ Jahre (!), um einen grundgesetzwidrigen Erlaß aufzuheben.

Den wesentlichsten Punkt in dieser negativen Bilanz der Inneren Führung stellt die dauernde Abwertung des 1957 auf Vorschlag der SPD geschaffenen Amtes des Wehrbeauftragten dar. Für die Beurteilung der Gesamtsituation ist bezeichnend, daß alle drei bisherigen Amtsinhaber aus den Reihen der CDU/CSU kamen und trotzdem sehr schnell und fast zwangsläufig in einen Sachstreit mit ihrer Partei und der Bundesregierung gerieten. Das galt insbesondere für den Vorgänger des jetzigen Wehrbeauftragten. Herr Heye stellte kurz vor seinem Ausscheiden fest, daß er bei seinem Amtsantritt davon überzeugt war, die Entwicklung der Bundeswehr im Sinne der Grundsätze der Inneren Führung entscheidend beeinflussen zu können. Er müsse bekennen, daß dies reines Wunschdenken gewesen sei. Die Möglichkeiten, kraft seines Amtes die enttäuschende Entwicklung aufzuhalten, würden zunehmend beschnitten. Das gelte auch für alle reformfreundigen Kräfte in der Bundeswehr. Heye mußte gehen. Die von ihm für seine Kritik gewählte Form wurde breit in der Öffentlichkeit und von den Parteien erörtert. Über ihren alarmierenden Inhalt hat bisher keine sachgerechte, detaillierte und vor allem grundlegende Diskussion stattgefunden. Auch das halte ich für keinen Zufall. Die CDU/CSU sah sich in „bewährter Manier“ viel mehr nach einem neuen Mann um, von dem sie vor allen Dingen erwartete, daß er geräuschloser und „angepaßter“ arbeiten würde. Sie glaubte, ihn in Matthias Hoogen gefunden zu haben, der 1964 ohne Zustimmung der Sozialdemokraten vom Deutschen Bundestag gewählt wurde. Aber selbst er geriet mit seiner Partei und dem Verteidigungsminister hart aneinander, als er die Kompetenzen seines Amtes großzügiger auslegte bzw. auszuweiten versuchte. Er beklagte sich öffentlich über die mangelnde Unterstützung seiner Arbeit durch das Verteidigungsministerium sowie durch die Truppe und warf von Hassel vor, das Grundgesetz nicht richtig zu verstehen. In letzter Konsequenz unterlag Hoogen in diesem Streit. Im April dieses Jahres beschloß der Bundestag sogar eine Kompetenzbeschränkung. In der Funktion als Hilfsorgan darf der Wehrbeauftragte seitdem nur noch auf Weisung des Bundestages bzw. des Verteidigungsausschusses tätig werden. Bedauerlich ist, daß dieser Beschluß auch mit der Zustimmung der



Rückgrat 'raus!

SPD gefaßt wurde, obgleich ihr wehrpolitischer Sprecher Karl Wienand in einem damals vielbeachteten „Panorama“-Interview vom 1. 8. 1966 eine solche Kompetenzeinschränkung ablehnte und weltfremd nannte.

Abgesehen von diesen sachlichen Schwierigkeiten, die dem jetzigen Wehrbeauftragten nicht angelastet werden können, hat sich inzwischen wohl ziemlich eindeutig herausgestellt, daß die Sozialdemokraten mit ihren 1964 gegen die Wahl Hoogens geäußerten Bedenken nicht unrecht hatten. Nach meiner Auffassung sind ihm vorrangig folgende drei Dinge vorzuwerfen:

- daß er die von seinem Amtsvorgänger Heye provozierte notwendige Grundsatzdiskussion über die innere Entwicklung der Bundeswehr nicht fortgesetzt hat. Das ist eine schwere Unterlassungssünde;
- daß er seine Jahresberichte nicht zum im Gesetz fixierten Zeitpunkt (späte-

stens 31. 3.), sondern jeweils mit einigen Monaten Verspätung vorlegte und somit leichtfertig Vorwände für eine Verzögerung der parlamentarischen Behandlung lieferte;

- daß er offensichtlich nicht über die notwendige Autorität verfügt, um von seinen Mitarbeitern respektiert zu werden und im eigenen Hause personalpolitisch für Ordnung sorgen zu können.

Der letzte Punkt ist deshalb von Bedeutung, weil die Auseinandersetzungen Hoogens mit (nacheinander) drei seiner leitenden Mitarbeiter jeweils in die Öffentlichkeit drangen und dort zu einer tendenziös negativen Diskussion über das Amt des Wehrbeauftragten überhaupt führten. Der letzte Vorfall von Mitte Oktober dieses Jahres hat den CSU-Bundestagsabgeordneten Schulze-Vorberg zu der Forderung veranlaßt, diese Institution ganz abzuschaffen. Zwar wird er für seine Forderung vorerst keine parlamentarische Mehrheit finden, aber immerhin hat inzwischen auch der Ältestenrat des Bundestages über die Frage einer Novellierung des Wehrbe-

auftragten-Gesetzes gesprochen, was nach den bisherigen Erfahrungen möglicherweise zu einer noch weiteren Kompetenzbeschränkung führen würde. Wir sind nicht unberechtigt mißtrauisch geworden.

Der Deutsche Bundestag hat sich in den vergangenen Jahren in bezug auf das Amt des Wehrbeauftragten großer Versäumnisse schuldig gemacht. So wurden z. B. die Jahresberichte für 1964 und 1965 erst am 11. 5. 1967 im Parlament diskutiert. Wenn man davon ausgeht, daß aus den Jahresberichten unter Umständen schnelle Konsequenzen gezogen werden sollen, ist eine so verspätete Diskussion wenig sinnvoll und zeugt auch nicht gerade von politischer Verantwortung. Außerdem wird dadurch deutlich, wie wenig glaubwürdig alle immer wiederholten Lippenbekenntnisse der Parteien zur Inneren Führung sind. Der Deutsche Bundestag muß sich jetzt endlich gründlich um seine eigene Ein-

richtung kümmern, die ja bewußt keinen Teil der Exekutive darstellt. Dabei genügt es nicht, nur über die konkreten personalpolitischen Sorgen zu sprechen. Das Amt des Wehrbeauftragten, dessen Existenznotwendigkeit sich in den vergangenen Jahren tatsächlich tausendfach erwiesen hat, ist wichtiger als sein jetziger Amtsinhaber. Es muß, wenn es nicht anders geht, an ihm vorbeigeschützt und gestärkt werden. Diese Bemühungen müssen eingebettet werden in eine grundsätzliche Diskussion über die weitergehenden Fragen der Inneren Führung. Die hier aufgestellte negative Bilanz zeigt, daß wir von der Realisierung des „Staatsbürgers in Uniform“ noch weit entfernt sind und berechtigt Zweifel hegen müssen, ob es ihn jemals geben wird. Unabhängig von der grundsätzlichen Einstellung zur Bundeswehr darf man nicht übersehen, daß es bei dieser Frage letztlich um ein Stück Demokratie geht. Ohne wirkliche Besinnung können wir in kurzer Zeit auf das Fragezeichen, das ich heute noch (wenn auch mit viel Skepsis) hinter die Überschrift zu diesem Artikel gesetzt habe, ganz verzichten.

Um einen Schluck Wasser

Erzählung von Oskar Schisgall

Stunde um Stunde hielt ich meine Pistole auf die neun Männer in unserem Rettungsboot gerichtet. Von der Ruderbank im Heck, wo ich die meiste Zeit während der zwanzig Tage seit unserem Schiffbruch gesessen hatte, konnte ich sie alle im Auge behalten. Wenn sie mich zum Schießen zwangen – auf diese kurze Entfernung würde ich nicht fehlen. Sie wußten das. Niemand versuchte mich anzuspringen. Aber in ihren Blicken loderte sengender Haß.

Am gefährlichsten war Barrett, der an Bord mein Bootsmann gewesen war. Barretts rauhe, klanglose Stimme sagte: „Du bist ja verrückt, Snyder. Du kannst das nicht dauernd aushalten. Du schläfst ja jetzt schon halb!“

Ich antwortete nicht, denn er hatte recht. Wie lange kann ein Mann wach bleiben? Während vielleicht zweiundsiebzig Stunden hatte ich nicht gewagt, die Augen zu schließen; sehr bald würde ich wahrscheinlich eindösen, und im gleichen Augenblick würden sie sich auf das bißchen Wasser stürzen, das noch übriggeblieben war.

Der letzte Kanister lag unter meinen Beinen. Es war nicht mehr viel darin nach zwanzig Tagen. Vielleicht ein halber Liter. Genug, um jedem einen kleinen Schluck zu geben. Doch in ihren blutunterlaufenen Augen konnte ich lesen, daß sie mich mit Freuden für diese paar Tropfen töten würden. Als Mensch zählte ich nicht mehr. Ich war nicht mehr der dritte Offizier der „Montala“. Sie sahen in mir nur die Pistole, die sie von dem Wasser abhielt, nach dem sie sich verzehrten. Und wie sie da saßen, mit geschwollenen Zungen und eingefallenen Wangen, waren sie halb wahnsinnig... Nach meiner Berechnung mußten wir etwa zweihundert Meilen östlich von Ascension treiben. Jetzt, nach dem Sturm, war die Dünung des Atlantik lang und weich, und die Morgensonne brannte heiß – so heiß, daß sie unsere Haut versengte. Meine Zunge war so dick, daß sie mir fast die Kehle verstopfte. Ich hätte freudig den Rest meines Lebens für einen einzigen Schluck Wasser gegeben.

Aber ich war der Mann mit der Pistole – die einzige Autorität im Boot. Und ich wußte nur zu gut: sobald das letzte Wasser weg war, würden wir nichts mehr zu erhoffen haben als den Tod. Solange wir noch auf einen Schluck Wasser für später hoffen konnten, war da etwas, wofür es sich zu leben lohnte. Wir mußten es aufsparen, solange es überhaupt nur möglich war. Wenn ich den Flüchen und Drohungen nachgegeben, wenn ich nicht die Pistole gezogen hätte, wäre der letzte Kanister schon vor Tagen leer gewesen. Und jetzt wären wir vielleicht alle schon tot...

Die Männer ruderten nicht mehr. Sie hatten es schon vor Tagen aufgegeben, zu schwach, um weiterzumachen. Wie sie da so saßen, die neun, und mich anstarrten, waren sie ein Haufen bärtiger, zerlumpter, halbnackter Wilder. Wahrscheinlich sah ich nicht besser aus. Einige lehnten über die Dollborde und dösten vor sich hin. Der Rest beobachtete mich wie Barrett, bereit, im selben Augenblick zuzuspringen, in dem meine Wachsamkeit nachließ.

Wenn sie nicht in mein Gesicht starrten, hatten sie nur Augen für den Kanister unter meinen Beinen.

Jeff Barrett saß mir am nächsten – eine ständige Drohung. Der Bootsmannmaat war ein schwerer Mann, kahlköpfig und mit einem zernarbten, brutalen Gesicht. Er hatte wohl schon über hundert Kämpfe hinter sich, Mann gegen Mann, und ihre Spuren hatten ihn gezeichnet. Barrett hätte schlafen können – fast die ganze Nacht – und ich beneidete ihn darum. Seine Augen würden sich nicht schließen. Sie beobachteten mich unauf-

hörlich, schmal und gefährlich. Dann und wann stichelte er mich mit seiner rauhen, brüchigen Stimme: „Warum gibst du es nicht auf, Snyder? Du hältst es ja doch nicht aus!“ „Heute Abend“, sagte ich, „wir werden den Rest Wasser heute Abend verteilen.“ „Bis heute Abend werden einige von uns tot sein! Wir brauchen es jetzt!“ „Heute Abend!“ sagte ich. Begriff er denn nicht, daß die Sonne die

wenigen Tropfen sofort aus uns heraus-schwitzen würde, wenn wir nicht bis heute Abend warteten? Aber Barrett war jenseits aller Vernunft. Der Durst hatte seinen Verstand ausgedörrt. Ich sah, wie er sich aufzurichten begann, einen abschätzenden Blick in den Augen. Ich richtete die Pistole auf seine Brust – und er setzte sich wieder.

Vor zwanzig Tagen, als ich ins Rettungsboot sprang, hatte ich instinktiv meine Pistole ergriffen. Und nichts auf der Welt außer ihr hätte Barrett und die anderen jetzt von dem Wasser ferngehalten.

Doch seine Augen ließen mich nicht los. Ich haßte ihn! Und ich haßte ihn um so mehr, weil er geschlafen hatte. Diesen Vorteil hatte er jetzt über mich: seine Augen würden sich nicht schließen.

Und lange vor Mittag wußte ich, daß ich nicht länger gegen den Schlaf ankämpfen konnte. Meine Augen waren schwer wie Blei. Mein Kopf sank auf die Brust. Während das Boot sich auf der langen Dünung des Atlantik hob und senkte, fühlte ich den Schlaf wie eine Lähmung meine Glieder emporkriechen. Er füllte mein Gehirn wie eine Wolke. Ich sank und sank...

Barrett stand über mir, und ich konnte nicht einmal die Pistole heben. Verschwommen ahnte ich, was sich ereignen würde. Er würde zuerst seinen Schluck Wasser nehmen. Inzwischen würden die anderen bereits schreien und an ihm zerrn, und der Rest würde vielleicht verschüttet werden. Nun, ich konnte nichts mehr daran ändern. Ich flüsterte nur noch: „Übernimm die Wache, Bootsmann.“

Dann fiel ich, das Gesicht nach unten, vornüber ins Boot. Ich schlief, bevor mein Körper aufhörte sich zu regen... Als eine Hand meine Schulter rüttelte, konnte ich kaum den Kopf heben. Jeff Barretts rauhe Stimme sagte: „Hier! Trinken Sie Ihren Teil von dem Wasser!“ Mühsam stützte ich mich auf meine Arme, benommen und kraftlos. Ich blickte zu den Leuten hinüber und dachte angstvoll, mein Augenlicht hätte mich verlassen. Ihre Gestalten waren dunkel, verschwommen. Doch dann erkannte ich, daß es Nacht war. Sterne bedeckten den wolkenlosen Himmel. Ich hatte den ganzen Tag geschlafen.

Wir trieben nun in der einundzwanzigsten Nacht dahin – in jener Nacht, in der uns der Frachter „Groton“ schließlich fand – aber jetzt, als ich mich nach Barrett umblickte, ahnten wir das noch nicht. Er kniete neben mir, hielt mir den Kanister hin, und seine andere Hand mit meiner Pistole war auf die Männer im Boot gerichtet.

Ich starrte ihn ungläubig an. „Sie sagten: ‚Übernimm die Wache, Bootsmann‘, nicht wahr?“ grollte er zwischen den Zähnen. Er wog die Pistole in der Hand. „Wenn man das Kommando übernimmt“, fügte er unbeholfen hinzu, „und – und die Verantwortung für die anderen...“ Der Rest seiner Worte ging in undeutlichem Gemurmel unter, als ich seine Hand ergriff.

(Aus dem Amerikanischen von Peter Naujack.)



Illustration: Hanneliese Martin

Alles für die Katz

Von Leonid Olschwang

Zum neuen Verwaltungschef bekam Abteilungsleiter Anatolij Iwanowitsch Kostrow keinen persönlichen Kontakt. Der Chef blieb stets kurz angebunden, zugeknöpft und – zu ihm wie zu allen anderen Untergebenen – auf Distanz. Es lag vielleicht dran, daß er aus Moskau nach Kuibyschew versetzt worden war, was er nicht verschmerzen konnte. Auf seine jetzigen Untergebenen sah er wie auf Provinzler herab, als ob ihm das ein Trost wäre, um den Verlust seiner Position in der Hauptstadt mit allen ihren Vorzügen zu verschmerzen.

Kostrow litt besonders unter den neuen Verhältnissen, weil er mit dem früheren Chef wie mit einem Freund verkehrt hatte. Auch die Frauen waren damals untereinander befreundet. Des öfteren fragte nach dem Wechsel in der Leitung Frau Kostrow ihren Mann, wenn dieser abends von der Arbeit kam, ob der neue Chef, Jewgenij Nikolajewitsch, noch immer nicht aufgetaut sei.

„Er ist wie ein Igel“, lautete einmal seine Antwort, „stellt die Stacheln auf, und versuch' dann einmal, an ihn heranzukommen! Du stehst vor ihm wie ein Soldat vor seinem Kommandeur. Nicht einmal einen Stuhl bietet er dir an!“

„Vielleicht sollten wir ihn einladen?“ meinte bei einer solchen Unterredung einmal Nina Wassiljewna nachdenklich.

„Wird er nicht annehmen, befürchte ich. Besser nicht, Ninotschka. Ich könnte mich lächerlich machen. Vielleicht erzählt er es dann noch jemanden, dann wird man in der Verwaltung darüber klatschen. Du weißt doch, wie man so was auslegt: Kriecherei.“

Er hatte aber damit nicht die Idee aus Ninas Kopf vertrieben. Sie kam immer wieder darauf, bis er schließlich eines Tages nachgab.

Obgleich er am Abend zuvor mit seiner Frau alles beraten hatte, konnte er sich, in der Verwaltung angekommen, nicht dazu entschließen. Dabei mußte er ein dienstliches Gespräch mit dem Chef führen, die Akten dafür lagen schon bereit. Aber, wie gesagt, er zögerte. Er stand auf, ging zum Fenster, kehrte zurück, setzte sich wieder, nahm die Akten zur Hand und legte sie wieder vor sich auf den Schreibtisch. Inzwischen war es schon fast Mittag geworden. Von der Sekretärin, mit der er telefonierte, erfuhr er, daß der Chef am Nachmittag zu einer Sitzung in das Stadtkomitee fahren werde. Notgedrungen faßte er also Mut und ließ sich anmelden.

„Na, was haben Sie, Genosse Kostrow?“ fragte der Chef, indem er von seinem Schreiben aufblickte.

Jetzt fiel Kostrow siedendheiß ein, daß er die Akten auf seinem Schreibtisch vergessen hatte. Er mußte also gleich mit der Einladung beginnen. Verwirrt zog er an seiner Krawatte. „Vielleicht sollte ich das gar nicht, aber dann verzeihen Sie mir, Jewgenij Nikolajewitsch“, brachte er wie mit fremder Stimme und stockend hervor.

„Was, was? Nun reden Sie schon!“ Der Chef schien mißmutig und beunruhigt zugleich zu sein. Sprunghaft erhob er sich aus seinem Ledersessel: „Reden Sie schon!“

„Wir möchten Sie und Ihre Gattin zu einer kleinen Feier zu uns einladen.“

Der Chef, noch immer stehend, sagte zunächst nichts darauf. Doch der gespannte Ausdruck in seinem Gesicht ermutigte Kostrow dazu, einen zweiten Anlauf zu nehmen. „Machen Sie, Jewgenij Nikolajewitsch, meiner Frau und mir die Freude und die Ehre, am Sonntag zu uns zum Abendessen zu kommen. Wir haben eine kleine Feier.“

„Was ist das für eine Feier?“ erkundigte sich der Chef, jetzt wohlwollend, indem er ihm den Sessel in Nähe des Schreibtisches anbot.

„Eine kleine, bescheidene Feier“, sagte Kostrow, dabei wußte er noch nicht, wen er sonst noch einladen sollte. „Jemand aus der Verwandtschaft“, fügte er hinzu, schon im Ledersessel sitzend. „Wahrscheinlich mein Schwager und dessen Frau. Er ist Chefingenieur im Kombinat.“



Wir hoffen, daß sie Ihnen und Ihrer Gattin genehm sein werden. Es sind kultivierte, liebe Menschen. Wir könnten aber genauso unter uns bleiben oder andere Gäste, die zu Ihnen passen, einladen.“

„Aber, aber, Genosse Kostrow“, unterbrach ihn der Chef, „Sie verzeihen, mir fällt im Augenblick Ihr Name und Vatersname nicht ein.“

„Anatolij Iwanowitsch!“ „Ach ja, Anatolij Iwanowitsch! Wo denken Sie hin, Anatolij Iwanowitsch. Wer kommt, darüber bestimmen allein Sie.“

Beglückt und zugleich verwirrt über das freundliche Verhalten seines Chefs verließ Kostrow dessen Arbeitszimmer. Es war schon Mittagszeit, und auf dem langen Korridor begegnete er vielen Angestellten des Hauses, die sich zur Kantine begaben. Er jedoch kehrte in sein Zimmer zurück, nahm Mantel und Hut und raste zur Straßenecke, wo gewöhnlich ein paar Taxis standen. Er konnte nicht bis zum Abend warten, um seiner Frau die Neuigkeiten mitzuteilen.

Auf dem Rückwege zum Dienst nahm er auch seine Frau mit in die Stadt; denn bis zum Sonntag waren nur noch zwei Tage verblieben, und da sollte sie nun in der Innenstadt auch gleich ihre Einkäufe für die sogenannte kleine bescheidene Feier besorgen.

Mit zwei großen und vollen Taschen aus der Stadt zurückgekehrt, begann Nina Wassiljewna noch am gleichen Abend mit den Vorbereitungen. Unter den Lebensmitteln befand sich, sozusagen als Krönung, auch eine Halb-Pfund-Dose grauer, körniger Kaviar. . . .

Ninas Bruder Michail und dessen hübsche Frau Raissa wurden auch tatsächlich eingeladen, und sie erschienen am Sonntag als erste bei den Kostrows. Bald darauf kamen auch die eigentlichen Gäste, Jewgenij Nikolajewitsch mit Frau. Nina Wassiljewna, schon festlich angezogen und zurechtgemacht, aber noch in Schürze und in der Küche beschäftigt,

stürzte freundlich lächelnd auf den Korridor, um sie zu begrüßen. Die Frauen umarmten sich, galant küßte der Chef die Hand der üppigen brünetten Hausherrin. Während Kostrow, seine Frau und die auffallend hübsche Schwägerin eifrig damit beschäftigt waren, den Tisch zu ordnen und die verschiedenen Leckerbissen zum kalten Wodka aufzutragen, unterhielten sich Schwager Michail und der Verwaltungschef.

seine Frau, die den Kaviar aus der Dose in die Kristallschale schüttete.

„Das hättest du gar nicht mehr aufmachen sollen.“

„Wieso denn nicht?“ fragte sie erstaunt. Sie sah sein verstörtes Gesicht: „Was ist denn?“

„Er wird nach Nowossibirsk versetzt, hat er eben erzählt.“

„Jewgenij Nikolajewitsch? Nach Nowossibirsk?“

„Ja, doch“, erwiderte Jewgenij Nikolajewitsch auf Michails Frage, „inzwischen gefällt es uns hier. Aber leider sind wir wie Soldaten und haben zu gehorchen. Vorgestern habe ich in einem Schreiben von der Hauptverwaltung mitgeteilt bekommen, daß ich nach Nowossibirsk versetzt werde. Nichts zu machen! Wir haben zu gehorchen!“ Er unterstrich das Gesagte mit einer Handbewegung und gab sich überhaupt gesprächig, überaus freundlich. Michail konnte nicht verstehen, wieso über ihn die so ganz verkehrte Meinung herrschte, daß er arrogant aufträte und zu seinen Untergebenen Distanz halte. Es tat ihm für seinen Schwager leid, daß er einen solchen Menschen als Chef so bald wieder verlieren sollte.

An seinen Schwager herantretend, der aus der Küche eine Schale mit Sardinen und eine andere mit gefüllten Tomaten hereinbrachte, verkündete er: „Wir feiern also zugleich auch den Abschied deines Chefs!“

„Wieso denn das?“ starrte Kostrow ihn verwundert an.

„Das habe ich eben von Jewgenij Nikolajewitsch erfahren.“

„Das kann doch nicht wahr sein!“ sagte Kostrow, während er mit weit aufgerissenen Augen seinen Chef verwundert und eingehend betrachtete, wie wenn er ihn vorher noch gar nicht richtig gesehen hätte.

„Doch, das stimmt“, sagte Jewgenij Nikolajewitsch gelassen. „Als Sie am Freitag zu mir kamen, hatte ich das Schreiben gerade vor mir“, fügte er freundlich lächelnd hinzu.

„Aber gesagt hat er darüber nichts“, ging es Kostrow durch den Kopf, und er war wie ein Betrogener verbittert darüber. Der düstere Ausdruck in seinem Gesicht verriet es. Doch für die Gäste sah es mehr wie Betrübnis aus, sie empfanden für ihre Gastgeber jetzt besondere Sympathie. Ohne etwas zu sagen, ging er in die Küche. Mit verstörtem Blick schaute er auf

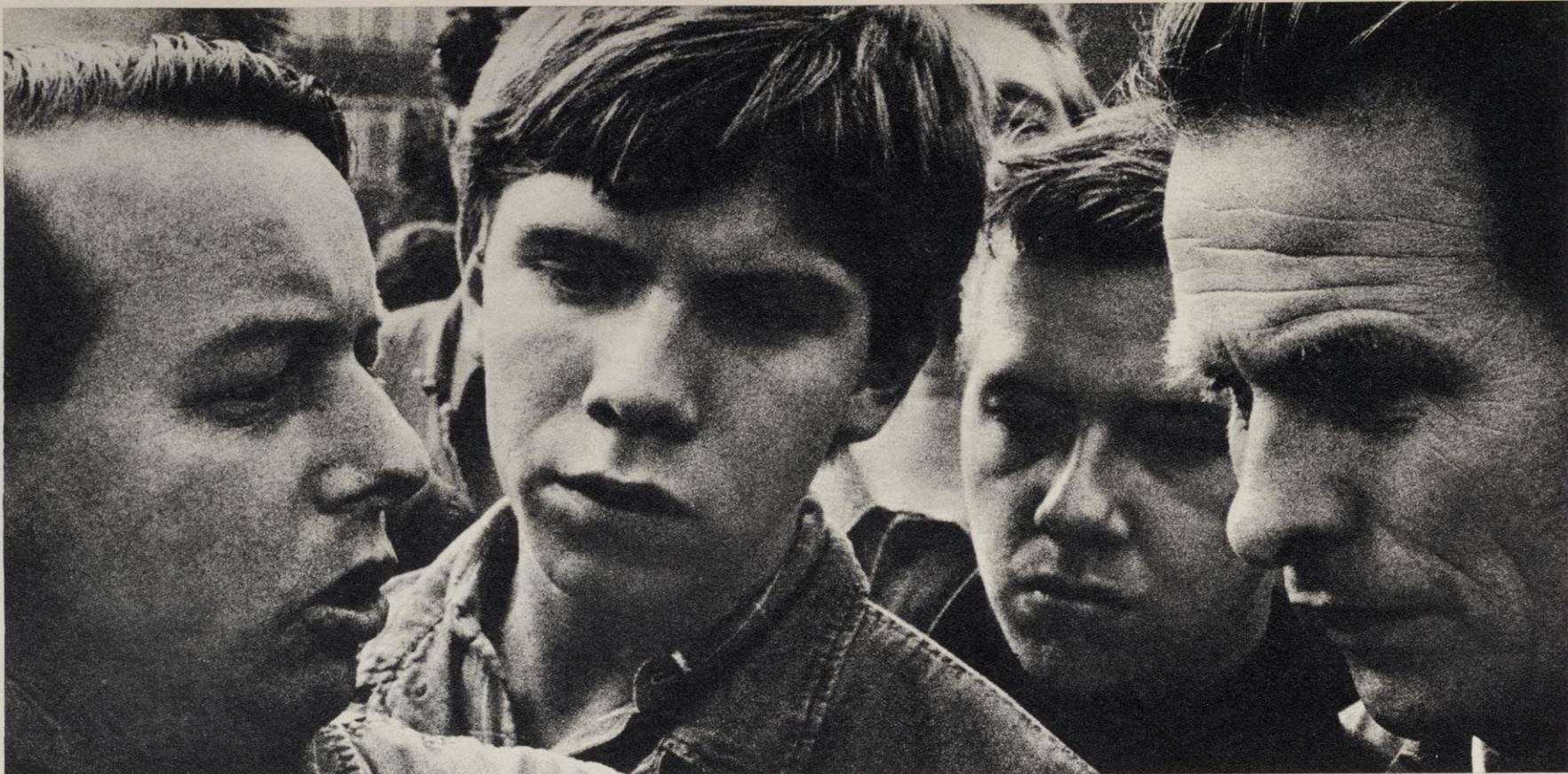
Er nickte. Sie schauten einander eine Weile schweigend an, dann nahm sie die Kristallschale mit dem Kaviar, öffnete die Balkontür und stellte sie auf das dort stehende Klapptischchen.

Mit flammendrotem Kopf stürzte Nina darauf ins Eßzimmer: „Jewgenij Nikolajewitsch, was höre ich, Sie verlassen uns?“ „Leider, liebe Nina Wassiljewna, mit Schmerz im Herzen, glauben Sie mir. Wir haben uns hier eingelebt, uns gefällt es jetzt hier. Nun sehe ich, was Sie und Ihr Gatte für liebe Menschen sind. Aber das hängt leider nicht von mir ab.“

Gewöhnlich zürnte Nina ihrem Mann, wenn dieser, wenn sie Besuch hatten, zusammen mit den Gästen Mal für Mal sein Glas austrank. „Der Gastgeber darf sich nicht betrinken!“ pflegte sie ihm vorzuhalten. Jetzt aber sagte sie ihm kein Wort, als sie zusah, wie er ein Glas Wodka nach dem anderen hinunterschüttete. Die Komplimente, die ihr die Gäste für die so hervorragend zubereiteten Speisen machten, worüber sie sich sonst so freute, lösten diesmal bei ihr nicht die übliche Freude aus.

Innere Genugtuung empfand sie, daß sie den teuren Kaviar noch rechtzeitig fortgeschafft hatte. Aber dann fiel ihr ein, daß sie die Schale nicht zugedeckt hatte. Sie erhob sich, ging zur Küche, öffnete die Balkontür und erstarrte: Die Katze stand auf dem Tisch und wütete mit ihrer Schnauze in der Schale. Sie entriß dem Tier die Schale sofort, aber nur noch wenige Körner waren darin übriggeblieben. Von der Hand der Wirtin getroffen und ahnend, was sie noch erwartete, verschwand die Katze miauend in der Dunkelheit.

Illustration: Hanneliese Martin



Der erste Streik

Wie er, der junge Dreher Horst H. aus Oberhausen, war eine ganze Gruppe seiner Altersgenossen um die Zwanzig dabei, als es im AEG-Werk in Mülheim-Saarn zur Arbeitsniederlegung kam. Gemeinsam mit mehr als 400 Beschäftigten des Werks gingen sie gegen den Versuch der Betriebsleitung an, eine Kürzung der Löhne um 20. v. H. durchzusetzen. Sie erlebten so zum erstenmal in ihrem Leben die Situation eines Arbeitskampfes, der mehrere Aspekte eines echten Streiks enthielt. Sicher werden sie alle, die ihren Betrieb und ihr Werk sonst nur aus der gewohnten und sicheren Perspektive der Befriedung gesehen hatten, die so ganz veränderte Atmosphäre mit ihrer Unruhe und Erregung nicht so schnell vergessen.

Allgemein ist sonst die Öffentlichkeit bei einem auf Werksgelände geführten Arbeitskampf mehr oder weniger ausgeschlossen. Unser Berichterstatter hatte nicht nur Gelegenheit eine Reihe Fotos zu schießen, er war auch im Gelände dabei und konnte nach Belieben mit den Streikenden sprechen, insofern einer Forderung von IG Metall auf Freigabe und Durchlaß seitens der Werksleitung nachgegeben worden war.

Drei Tage lang ruhte die Arbeit, drei Tage lang standen die Maschinen still, nur in den Büros ging die Arbeit unauffällig weiter. Drei Tage Entschlossenheit hatte es bedurft, um der Werksleitung Einsicht und eine neue Initiative abzurufen: Die Lohnkürzungsabsicht wurde zurückgenommen, ein Weg für neue Verhandlungen wurde freigemacht.

Während dieser drei Tage war alles ganz anders als sonst. Wie gewohnt liefen zwar die Schichten, wie gewohnt wurde die Arbeitskleidung übergestreift, wie gewohnt wurden die Pausen eingehalten – aber gefertigt wurde im Werkzeugbau, in der Dreherei, Wickelei, Schweißerei, Schlosserei nichts. Hingegen formierten sich die Betriebe draußen vor dem Verwaltungsgebäude zu einer Art von Schweigemarsch, der unverändert, mal



draußen, mal drinnen, bis Feierabend anhält. Am ersten Tag war es nur dieses stumme Marschieren, weiter nichts. Schaulustige, die zum Tor kamen, kehrten fast enttäuscht um, wengleich sie auch von dieser schweigenden Demonstration so vieler Menschen sehr beeindruckt sein mußten. Am zweiten Tag wehten schon große Spruchbänder über den Köpfen der Marschierer. Es fanden sich auch die ersten Reporter und Pressevertreter ein, denen im Laufe des Tages, nachdem sich dieses ungewöhnliche Ereignis herumgesprochen hatte, immer neue zugesellten. Die Demonstranten machten kein Hehl daraus, daß sie notfalls in gleicher Weise wie in diesen beiden Tagen auch für die nächsten Wochen hier marschieren würden, wenn die Werksleitung nicht die Kürzungsabsicht annullieren würde.

Schon beim ersten Augenschein fiel der hohe Anteil von jungen Arbeitern auf. Für sie alle war dies der erste Streik ihres Lebens. Überraschend diszipliniert nahmen sie wie die Älteren ihren Weg. Viele mögen erst bei solcher Gelegenheit erfahren haben, mit wem sie vielleicht seit Jahren schon in einem Betrieb, vielleicht in einem Raum gearbeitet haben.

An einen der Jüngsten von ihnen, an den jungen Dreher Horst H., wandte sich unser Berichterstatter, um mehr zu erfahren. Bereitwillig schilderte Horst H., wie sein erster Streiktag aussah:

„Wie die meisten Jüngeren hier arbeite ich ganz gern in unserem Betrieb. Ich glaube, wir haben auch ein ganz gutes Arbeits- und Betriebsklima. Auch die Zusammenarbeit der Älteren mit den Jüngeren scheint hier besser als in manchem anderen Betrieb zu sein. Wie so allgemein erzählt wird, soll es auch zwischen Betriebsleitung und der Belegschaft immer ganz gut geklappt haben. Bis es dann vor einiger Zeit hieß, daß es Änderungen geben wird. Da gab es die erste Unruhe. Das steigerte sich, bis dann vorige Tage die Bombe mit der beabsichtigten Kürzung der Akkordlöhne ein-



Text und Fotos: Toni Tripp

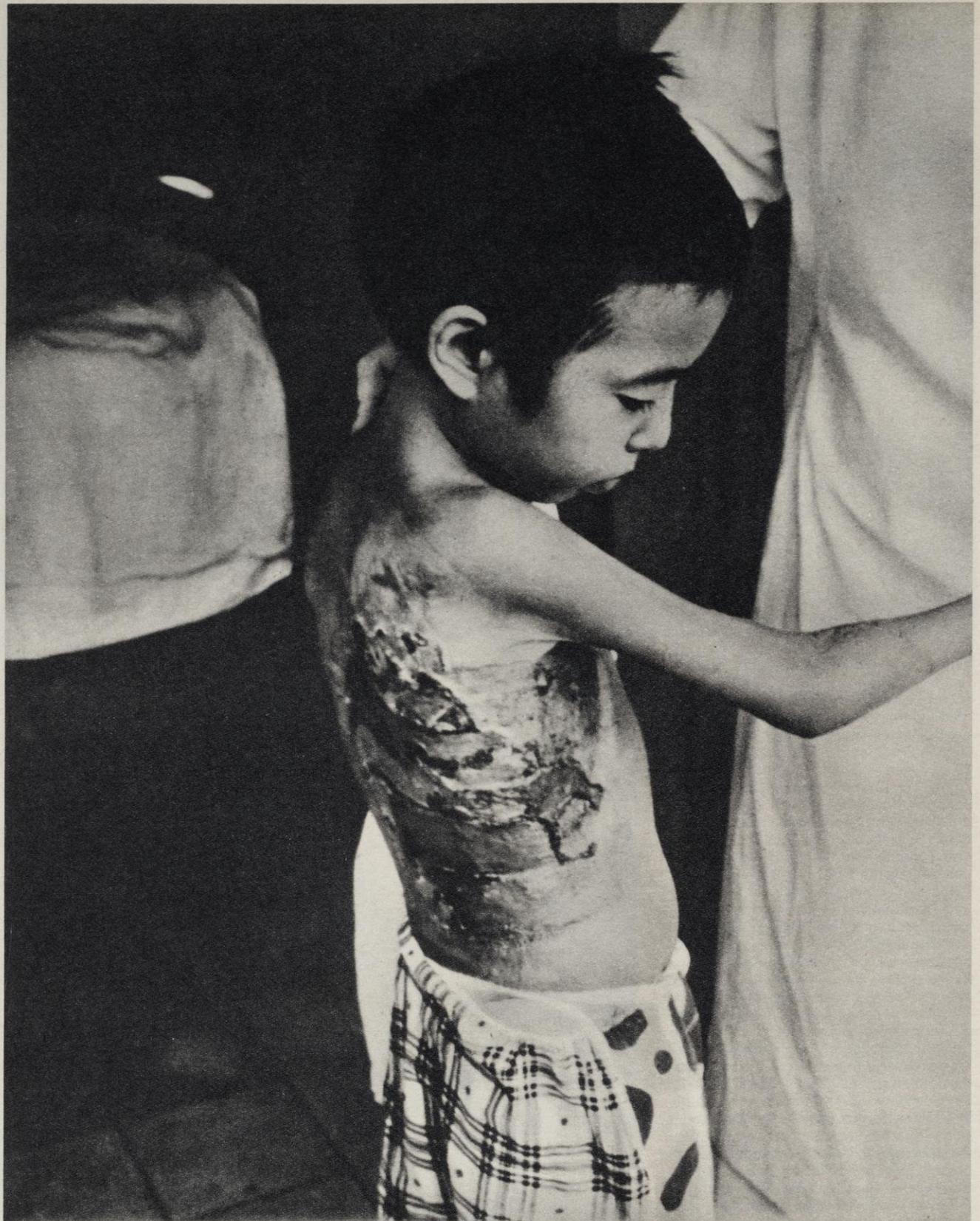
schlug. Niemand hatte es organisiert, überall standen wir in Gruppen zusammen, um die Sache durchzusprechen. Dann erfuhren wir Konkretes: 20 v. H. sollten uns genommen werden. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Betriebe: 'Wenn das stimmt, werden wir die Arbeit niederlegen.' Nach der Pause ging keiner mehr zu seiner Maschine zurück. Aus kleinen Gruppen beim Beratschlagen und Diskutieren wurden bald größere, bald stand bei uns die ganze Dreherei zusammen. Wir zogen nach draußen vor das Verwaltungsgebäude. Aus den anderen Betrieben kamen ähnliche Gruppen und Züge. Es wurden immer mehr. Dann setzte sich die Spitze in Bewegung; wir begannen zu marschieren, am Draht entlang nach vorn zum Werkseingang hin, von da an den Hallen entlang wieder zum Verwaltungsgebäude. So machten wir unsere ersten Runden. Und kein lautes Wort dabei. Danach nahmen wir den Weg durch die Werkshallen. Dort standen noch Unschlüssige. Sie wurden angesprochen und zum Mitmachen aufgefordert. Manche von ihnen meinten, daß sie von der Lohnkürzung nicht betroffen seien. Aber sie änderten ihre Meinung. So wurden es denn immer mehr, bis die Produktion ganz ruhte und wir wieder unsere Runde draußen drehen konnten. Zwischendurch kam die Sonne, und wir setzten uns zur Abwechslung ins trocken gewordene Gras vor der Verwaltung. – Das war der erste Tag. Pünktlich wurden wir dann von der nächsten Schicht abgelöst. – Dann kam für viele von uns etwas nicht Leichtes: Wir mußten zu Hause, wo man bereits davon wußte, erzählen, was los war. In den Gesprächen vorher hatte mancher gemeint, daß es die Frau zu Hause nicht verstehen würde und dagegen sein würde. Aber fast alle waren überrascht, als sich die Frauen dann gewissermaßen solidarisch mit ihren Männern erklärten. Dabei liefen wir ja alle Gefahr, daß wir in dieser Woche keinen Pfennig Lohn nach Hause bringen würden. Aber lieber jetzt mal verzichten, als für immer ein Fünftel weniger in der Lohntüte – so hieß es fast überall. Und so entstand der Vorsatz durchzuhalten, und wenn es Wochen würden."

So erzählte der junge Dreher Horst. Wäre ein anderer statt seiner angesprochen worden, gewiß hätte der ähnlich geschildert.

Zu sagen bliebe noch: Der Streik bei AEG in Mülheim, die demonstrative Arbeitsniederlegung dort, die Schweigemärsche, das alles währte drei Tage. Dann rief der Betriebsrat nach einer Verhandlung mit der Betriebsleitung die Belegschaft zusammen und konnte mitteilen, daß die Leitung eine Zurücknahme der Absichten zugesagt hätte. Warum nicht gleich so, sagten die Jungen.

**Denn
die
Kraft,
die
uns
verbindet,
ist
die
Solidarität!**

Lächeln haben diese Kinder verlernt



Terre des Hommes hilft vietnamesischen Kindern

Dreiundzwanzig Kinder aus Vietnam befinden sich seit kurzer Zeit in der Bundesrepublik. Weitere Kinder folgen in Kürze. Es sind Poliofälle, Kriegsverletzungen, Verbrennungen. Von allen gilt, was eine Schwester in einem Schweizer Krankenhaus sagte: „Sie weinen lautlos und mit offenen Augen. Manchmal glaube ich, daß diese Kinder niemals vorher in den Arm genommen wurden. Ich spüre, wie sie auch davon gesund werden. Ich spüre, sie brauchen es ebenso wie den frischen Verband, die therapeutische Behandlung, weil sie Liebe wohl nie vorher gespürt haben.“

Terre des Hommes (nach einem Buchtitel von Saint-Exupéry, den man mit „Erde für die Lebenden“ am besten übersetzt), das die Kinder betreut, wurde 1961 in Lausanne gegründet. Der Schweizer Edmond Kaiser konnte das damalige Elend in den

algerischen Lagern nicht mehr ertragen. Heute hat er Helfer in allen Teilen der Welt. In dreizehn Ländern bestehen Zweige von Terre des Hommes. Keiner fragt, welcher Weltanschauung oder Religion die Kinder zugehören. Das Leid der Kinder ist das einzige Kriterium der Hilfe. Danach wird gefragt.

Damit die Kinder die notwendige Liebe in der Zeit ihres Krankenhausaufenthaltes nicht ganz vermissen, kümmern sich Patenfamilien in dieser Zeit um sie. Die Paten besuchen die Kinder nicht nur in der Klinik, sondern sie nehmen sie – wenn möglich – an Wochenenden mit nach Hause. Für die Dauer der Rekonvaleszenz bleiben die Kinder bei den Paten. Erstaunlich, wie gut sich die vietnamesischen Kinder schon nach kurzer Zeit in ihre Patenfamilien eingliedern. Ich habe selten eine harmonischere Familie gesehen, wie vor kurzem in



der Schweiz. Dort lebten drei vietnamesische Kinder (das eine Mädchen ist bereits 17 Jahre) zusammen mit einem Adoptivkind und zwei eigenen Kindern der Familie. Dong, ein dreizehnjähriger Junge, sprach mich bereits in Deutsch an. Nu, der bald entlassen werden kann, ist der beste Spielkamerad seines deutschen Freundes. Alle Patenfamilien berichten übereinstimmend, wie vorurteilslos ihre eigenen Kinder die fremden Gäste aufgenommen hätten, wie einfühlsam Kinder seien.

Ich habe mir oft überlegt, was Kinder denken, deren Gesichtszüge oft so entstellt sind, daß sich auf ihnen weder Freude noch Schmerz abzeichnen kann. Was geht in ihnen vor, wenn sie ihr eigenes Aussehen in den entsetzten Augen der Besucher gespiegelt sehen? Erschütternd, wenn man Zeuge ist, wie selbst völlig zerfetzte, verbrannte Bündel Fleisch (Bilder, die man nicht veröffentlichen kann) versuchen, miteinander zu spielen.

Über hundert Ärzte, vorwiegend in der Westschweiz, stehen bereit, selbst schwierige Herzoperationen und Gesichtsplastiken kostenlos zu machen. In der Bundesrepublik wurden einige Freibetten zur Verfügung gestellt. Sonst müssen die Krankenhauskosten aber voll getragen werden, wenn es auch immer einmal wieder rührende Beweise der Hilfsbereitschaft gibt.

Terre des Hommes hilft nicht nur in Vietnam. Im vorigen Jahr kamen zum Beispiel 103 nordafrikanische Mädchen, die entweder ihre Eltern verloren hatten oder von ihnen ausgesetzt worden waren, in die Schweiz. Hilferufe kamen auch aus Südamerika oder dem Nahen Osten. In einem Brief aus Rieti, Sizilien, heißt es beispielsweise:

„Wir haben das Kind in einem erbarungswürdigen Zustand gefunden. Das Kind hatte Kinderlähmung und kann seither nicht mehr gehen. Es leidet an einer vollkommenen Lähmung beider Beine. Es kriecht auf allen Vieren, schleppt sein Körpergewicht mit den Händen vorwärts und zieht die kraftlosen Beine nach. Nach einer sehr summarischen Untersuchung teilte man uns durch den Arzt mit, daß er an der Möglichkeit einer Besserung zweifle, daß man aber eine Rehabilitation versuchen müßte.“

Seit zwei Jahren setzt Terre des Hommes seine Mittel besonders in Vietnam ein. Man unterhält dort ein Krankenhaus, Ärzte arbeiten im Land, Medikamente werden verschickt. Es ist bekannt, daß die Zahl der Kinder, die krank, verwundet, oft nackt und am Verhungern durch das Land irren, nicht mehr nach Zehn-, sondern nach Hunderttausenden zu rechnen ist. Nicht gerechnet ist das Heer der Waisen. Aber: Zahlen besagen nichts, wenn sie Statistik bleiben. Konkret ist nur die Not des einzelnen.



Zurück ins Leben



Eine Hausfrau aus New Jersey, die selbst sechs Kinder hatte, besuchte Südvietsnam. Sie adoptierte drei vietnamesische Kinder. Warum sie das getan habe, wurde sie gefragt. „Ich bin Christ“, sagte sie. „Diese kleinen Kinder haben nicht darum gebeten, auf die Welt zu kommen – und was für eine Welt geben wir ihnen . . . Bevor ich nach Saigon fuhr, hatte ich gehört und gelesen, daß Napalm das Fleisch zum Schmelzen bringt. Ich dachte, das ist Unsinn. Ich kann einen Braten in den Ofen schieben, dann wird das Fett zerlaufen, aber das Fleisch bleibt fest. Also, ich ging und sah diese von Napalm verbrannten Kinder, und fand absolut bestätigt, was ich nicht glauben wollte. Durch die chemische Reaktion dieses Napalm wird das Fleisch zum Schmelzen gebracht, und das Fleisch läuft richtig am Gesicht und an der Brust hinunter und setzt sich klumpig fest und wächst an.

Diese Kinder konnten ihre Körper nicht bewegen, so dick war das geronnene Fleisch an ihnen gewachsen . . .“ (Ladies' Home Journal)

Wie die medizinische Situation aussieht, schilderte Pater Lyons vom CATHOLIC RELIEF SERVICES, der amerikanischen Hilfsbewegung, die von den Bischöfen und Laien zusammen getragen wird. Von einem 50-Betten-Hospital in Kontum schreibt er: „In einer sehr entlegenen und wilden Gebirgsgegend gelegen, ist das Hospital fast immer überbelegt. Dies nötigt Dr. Smith, zwei oder drei Patienten in jedes Bett zu legen. Dazu muß er 1200 Personen jeden Monat ambulant behandeln!“ Diese Angaben sind absolut glaubwürdig, offiziell von einer Hilfsbewegung verbreitet, die von sich sagt: „Niemand in der Geschichte haben amerikanische Soldaten und eine katholische

Bewegung so eng und so wirksam zusammengearbeitet.“

Das sind schlechte Bedingungen für Kinder, sie erleben nichts vom goldenen Traum der Jugend. Viele gehen freiwillig, allein und in Gruppen, in den Tod. Die Kinder dürfen nicht propagandistisch mißbraucht werden. Sie müssen aus allen politisch-taktischen Schachzügen herausgehalten werden. Man darf ihnen keine Hilfe vorenthalten und der Optik willen behaupten, es ginge ihnen gut. In einigen Fällen wurden Kinder sogar vor den Besuchern evakuiert. Man kann das Elend von Hunderttausenden von Kindern nicht am Schreibtisch beseitigen, man muß helfen.

Viele müssen helfen. Es nutzt nichts, stereotyp zu wiederholen, Vietnam sei weit, die Rasse uns fremd und die Kinder und die Menschen dort gingen

uns nichts an. Die Entwicklung auf der ganzen Welt hat es mit sich gebracht, daß wir heute Bescheid wissen, wo Hilfe not tut, daß wir uns nicht mehr herausreden können, wir hätten nichts gewußt.

Ich habe gesehen, daß Kindern, denen die Augenlider weggebrannt waren, diese wieder ersetzt bekamen, so daß sie seit Wochen wieder schlafen konnten. Ich habe gesehen, daß entstellte Gesichter wiederhergestellt wurden, daß ein Junge, der beide Hände verloren hat, jetzt rechnen und malen kann. Das erste der vietnamesischen Kinder, das in die Bundesrepublik kam, könnte schon bald entlassen werden. Andere Kinder warten darauf, bei uns Heilung zu finden.

Eines der Mädchen, deren Gesicht durch Napalm entstellt ist – und ihre Augen verraten, sie weiß, wie sie

Und alles war wieder still

Gedanken eines 12jährigen amerikanischen Mädchens zu einem Napalm-Abwurf auf ein Dschungeldorf nahe Haiphong

Alles war still.
Die Sonne stieg auf
durch die silbrigen Zweige der Kiefern.
Über den schlafenden,
grünfarbenen Hütten aus Stroh.
Über den kühlen Wassern der Reisfelder
und den smaragdnen Dschungeln.
Zum Himmel.

Die Männer erwachten und gingen
auf die Felder.
Die Frauen setzten ihre Töpfe auf das Feuer,
Reis zu kochen und die Früchte des Dschungels,
und einige
liefen mit Körben zum Fluß, um
zu fischen.
Die Kinder spielten an den Wasserläufen
und tanzten singend durch die Wälder.

Plötzlich brennt der Himmel – silbern und golden.
Silbern und golden.
Silbervögel fliegen.
Es tropft goldenen Regen,
der die Reisfelder entflammt.
Der Dschungel birstet in Goldfarben,
und kleine feurige Vögel stürzen hernieder.
Kleine Tiere mit verzehrenden Zungen.

Dann brennen die Kinder.
Sie rennen, und ihre Kleider fliegen im Feuer.
Sie schreien, und ihre Schreie
ersterben auf den versengten Gesichtern.
Der Frauen Körbe lodern auf ihren Köpfen.
Die Männer verglühen in den Wassern der Reisfelder.
Dann kommt der Regen.

Ein Donnerschlag, Feuerschwärze, Beben.
Nur etwas Rauch
kräuselt aus einem einsamen Reisstengel.
Der Wald zittert versengt nach.
Eine Hütte zerrieselt in Asche.

Und alles war wieder still.
Ihr aber, Amerikaner, hört!
Hört, klar und deutlich!
Hört der Kinder Schreie
in den Dschungeln nahe Haiphong.

Barbara Beidler

Das Gedicht von der zwölfjährigen Barbara Beidler aus Vero Beach, Florida, wurde in dem presbyterianischen Magazin VENTURE gedruckt. Das amerikanische Verteidigungsministerium strich das Magazin daraufhin aus der Liste der empfohlenen Publikationen.

Fotos: Angela Neuke (3), Ernst Klee

aussieht –, drehte, als ihr Krankenwagen auf dem Transport in einer Klinik halt machte, eine Blume in der Hand. Nach einer Stunde, schon im Wagen wieder, umklammerten ihre verbrannten Finger immer noch diese Blume. Für sie war es ein Symbol, für uns eine Mahnung. Ihre Hoffnung sind wir. Wenn wir helfen . . .

Ernst Klee

Informationen und Spenden:

**TERRE DES HOMMES
DEUTSCHLAND e. V.**

7 Stuttgart-Schönberg,
Steinpilzweg 5
Postcheck: Stuttgart 7900

Rußland – wohin ?

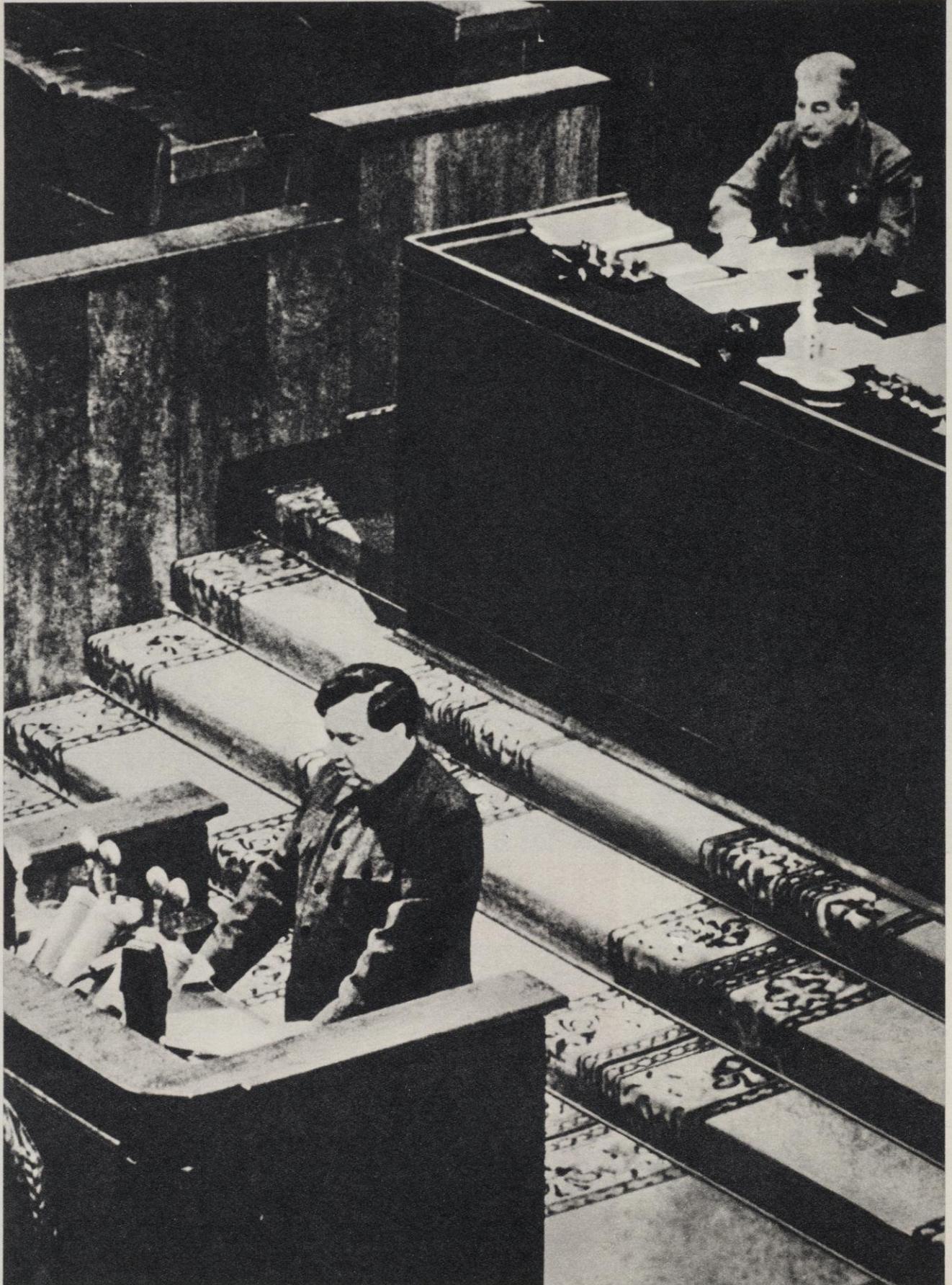
Stalin kurz vor seinem Tod. Unten: Malenkow

Zum 50. Jahrestag der Russischen Revolution bringt die Büchergilde Gutenberg einen Bildband mit 176 meist noch unveröffentlichten Fotos und einem Text von Carl Gustav Ströhm. Mit freundlicher Erlaubnis drucken wir nachstehend das Schlußkapitel ab.

Stalins Tod leitete eine Epoche der Erschütterungen für die Sowjetunion ein. Unter den Nachfolgern rückte der vierschrotige Nikita Chruschtschow rasch in den Vordergrund. Der Chef der Geheimpolizei MWD/MGB (der Name der „Tscheka“ wechselte, aber der Inhalt blieb) wurde in Übereinstimmung von Partei und Armee beseitigt. Die Konzentrationslager öffneten ihre Pforten. In Ostberlin, wo Berijas Leute offensichtlich die ostdeutsche DDR aufgeben wollten, kam es zum Arbeiteraufstand vom 17. Juni 1953 und zum Einsatz sowjetischer Panzer. Die Folge des Todes von Stalin war eine Kette von Aufständen innerhalb wie außerhalb der Sowjetunion – bis schließlich zum Höhepunkt, dem ungarischen Volksaufstand vom Oktober 1956.

Dieser Aufstand war eine direkte Folge der Entstalinisierung, die Chruschtschow schon 1955 durch seine Aussöhnung mit Tito eingeleitet und auf dem XX. Parteitag der KPdSU im März 1956 mit seiner großen Geheimrede gegen Stalin fortgesetzt hatte. Heute wissen wir, daß Chruschtschow die Abrechnung mit Stalin als innen- und außenpolitische Waffe benutzte. Außenpolitisch wollte er die Sowjetunion aus der selbstgewählten Isolierung befreien, wollte er den in sich eingekapselten, erstarrten sowjetischen Kommunismus wieder zu einem weltpolitischen Faktor machen. Durch die Beilegung des Zwistes mit Jugoslawien, die er im Mai 1955 durch einen Canossa-gang nach Belgrad besiegelte, und durch seinen „Einbruch“ in die blockfreie Welt (Indien, Indonesien) kam Chruschtschow diesem Ziel sehr nahe. Innenpolitisch hielt er durch die teilweise „Enthüllung“ Stalinscher Verbrechen seine Gegner in Schach: Molotow, Malenkow, Kaganowitsch waren allesamt mehr noch als Chruschtschow in die Verbrechen Stalins verstrickt. Jede Drohung mit Enthüllungen mußte in erster Linie sie treffen.

Chruschtschow bedachte wohl nicht, daß es Grenzen der Taktik und des Taktierens gibt. Budapest, wo sich eine nationalkommunistische Bewegung rasch in eine Revolution gegen den Kommunismus und gegen die Sowjetunion verwandelte, war eine Folge des Übertaktierens. Wie so oft vorher in der Geschichte – und wie in Rußland 1917 bereits vorexerziert – brach der Aufstand aus, als die Machthaber im Grunde schon zu Konzessionen bereit waren. Symbol dieses Aufstandes war der Sturz des überdimensionalen Stalin-Denkmals am Stadtwald: nur die Stiefel des Diktators blieben auf dem Sockel stehen, der übrigens heute noch – seltsame Symbolik – der ungarischen Führung zu Paradezwecken dient.





Schüler in Rußland

Foto: UNICEF

Der Rückschlag, den sich Chruschtschow mit der ersten Entstalinisierungswelle einhandelte, war nur vorübergehend. Im Laufe des Jahres 1957 entledigte er sich seiner Konkurrenten Malenkov und Molotow, die als „parteifeindliche Gruppe“ den Sturz Chruschtschows betrieben und fast erreicht hatten. Kurze Zeit später schickte Chruschtschow auch Marschall Schukow in die Wüste – den legendären Kriegshelden, der als Verteidigungsminister zu mächtig, zu eigensinnig und vielleicht zu populär geworden war. Aber die Zeit der Chruschtschowschen Alleinherrschaft war kurz – und bei Licht besehen war es gar keine Alleinherrschaft. Der dynamische Chruschtschow, der das Neuland in Sibirien urbar machen wollte, der die Sowjetunion in die Weltpolitik führte (während Stalin bestenfalls eine vorsichtige Kontinentalpolitik riskiert hatte), hatte ebenso wie Stalin die Gewohnheit, das Programm seiner innenpolitischen Gegner zu adaptieren. So übernahm er von Malenkov, der 1955 als Ministerpräsident zurücktreten mußte, schließlich das Konsumgüterprogramm bis hin zur Formel vom „Gulaschkommunismus“, während er doch selbst gegen die Konsumgüterförderung Malenkows gewettert hatte. Er verfocht den Leninismus gegen Titos Revisionismus – und doch bündelte er immer wieder mit Tito und den Jugoslawen an. Er führte schreckliche Reden über die Vernichtung des Kapitalismus durch Atombomben, er kündigte dem kleinen griechischen Volk an, sowjetische Raketen würden die Akropolis in Staub versinken lassen; er prophezeite der Bundesrepublik, sie werde im Kriegsfall „wie eine Kerze verbrennen“. In mindestens zwei Fällen löste er weltpolitische Krisen aus, die leicht zu einem Weltkrieg hätten führen können: 1958 um Berlin und 1962 in Kuba. Er ließ die Berliner Mauer bauen . . .

Und doch war dieser Mann, der selbst tiefst in die Schuld und das Verbrechen der Stalinzeit verstrickt war, die Verkörperung eines Rußland, einer Sowjetunion, die anders sein wollte als Stalins Despotie. Mit dem Instinkt des russischen Bauern – und etwas Bäuerliches haftete ihm trotz aller Machtfülle an – spürte dieser Mann Chruschtschow, daß eine neue Zeit hereingebrochen war und daß die Sowjetunion in ihrem Aufbau, in ihrer Politik, ihrer gesellschaftlichen Ordnung dieser Zeit gerecht werden mußte. Er drohte im Sommer 1957 den sowjetischen Schriftstellern, er werde sie erschießen lassen, wenn sie etwas Ähnliches veranstalten sollten wie ihre ungarischen Kollegen vom Petöfi-Klub – aber als der Komsomol-Semitschastnyj in rüdester Form den Nobelpreisträger Boris Pasternak als „Schwein“ bezeichnete, piff Chruschtschow den übereifrigen Komsomolzen zurück. Irgendwie, schien es, kämpften in Chruschtschows Brust zwei Seelen – und in diesem Widerstreit zwischen Vernunft und Fanatismus, zwischen ideologischer Verböhrtheit und Weltoffenheit, zwischen schrecklicher Engstirnigkeit und pffiger Erfahrungheit wurde Chruschtschow zum Symbol der Sowjet-

union, die nun in das moderne Zeitalter der Technik und der Kommunikation einzutreten begann. Stalin hatte auf seine alten Tage begriffen, daß Lenins These von der Unvermeidlichkeit des bewaffneten Konflikts mit dem Kapitalismus sich im Atomzeitalter nicht aufrechterhalten lasse. So wurde Josef Stalin – was heute weder im Osten noch im Westen zugestanden wird – zum Erfinder der friedlichen Koexistenz. Chruschtschow erweiterte diesen Begriff durch den friedlichen Wettbewerb, was allerdings nicht ausschloß, daß er den kommunistischen Endsieg für sicher hielt (und bereit war, wo es ging, nachzuhelfen).

Auf dem XXII. Parteitag der KPdSU 1961 – dem letzten, auf dem Chruschtschow auftreten sollte – schwang der Partei- und Regierungschef der Sowjetunion noch einmal die Geißel der Entstalinisierung über den Häuptern seiner Gegner. Wieder wurde die seltsame Verbindung von Kommunismus und Magie spürbar, als die Genossin Lasurkina vor dem Parteitag der Erbauer des Kommunismus auftrat, um zu verkünden, Lenin sei ihr im Traume erschienen und habe sich darüber beschwert, daß er seinen Platz im Mausoleum mit Josef Stalin teilen müsse. (Dieser Passus wurde von der sowjetischen Parteipresse, die sich über religiösen Wunderglauben und religiöse Erscheinungen aller Art lustig zu machen pflegt, allen Ernstes nachgedruckt!). Nun, Chruschtschow verbannte Stalin aus dem Mausoleum. Er kündigte sogar an, ein Denkmal für die Opfer Stalins werde errichtet. Im Kielwasser des Parteitages machte der intellektuelle Anti-Stalinismus von sich reden: Der Dichter Jewgeni Jewtuschenko forderte, die Wachen vor dem Grabe Stalins müßten verdoppelt werden, damit die Vergan-

genheit nicht wiederkomme. Die Literaturzeitschrift „Nowyj Mir“ (Neue Welt), das Sprachrohr der Liberalen, druckte antistalinistische Romane, Gedichte und Erzählungen. Das bisher erschütterndste Werk: die Erzählung „Ein Tag im Leben des Iwan Denisowitsch“ von Aleksandr Solschenizyn. Die Genehmigung zur Veröffentlichung dieses Werkes stammte angeblich von Chruschtschow persönlich.

Chruschtschow wußte, daß er zum Erfolg verdammt war. Während er dem Westen gegenüber bramabasierte und drohte, hatte der sowjetische Parteichef längst erkannt, was allen westlichen Beobachtern verborgen geblieben war: den entscheidenden, tödlich-gefährlichen Charakter des sowjetisch-chinesischen Konflikts. Die Auseinandersetzung zwischen Moskau und Peking war nicht ein „ideologischer Konflikt“. Es handelte sich um die Frage, ob die Sowjetunion solidarisch ihren relativen Wohlstand und ihre Macht mit dem kommunistischen China zu teilen bereit war. Im gleichen Augenblick, als sich zeigte, daß die Sowjetunion sich dazu nicht bereithalten konnte, brach die Feindschaft offen aus. Die Chinesen, die nach 1956 den Sowjets geholfen hatten, ihre durch Entstalinisierung und Ungarnaufstand ramponierte Autorität im Weltkommunismus wiederherzustellen, beschuldigten nun die Sowjets, Revisionisten und Verräter an der Revolution zu sein. Der Hauptvorwurf der Chinesen richtete sich gegen Chruschtschows Versuch, eine besondere Zweier-Beziehung zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten herzustellen (Besuch Chruschtschows in Washington 1959). Chruschtschow wollte die Interessen der amerikanischen und der sowjetischen Super Großmacht syn-

chronisieren. Das aber war in Mao Tse-tungs Augen nichts anderes als der Plan zu einer doppelten Weltherrschaft der Supermächte.

Im Jahre 1960 wußte die Welt davon nichts. Während man vom amerikanischen Spionageflugzeug U 2 sprach, das in der Sowjetunion abgestürzt war, während Chruschtschow durch ein Rülpenspiel die Pariser Gipfelkonferenz hochgehen ließ, blieben die chinesischen Beiträge zum 90. Geburtstag Lenins (21. April) unbeachtet. In ihnen waren „gewisse Genossen“ scharf angegriffen worden – und mit diesen Genossen war Chruschtschow gemeint.

Jahrelang hat der sowjetische Parteichef den Ernst des chinesisch-sowjetischen Konflikts, den er selber genau begriff, vor der Außenwelt verborgen halten können. Hier standen sich zwei kontinentale Reiche gegenüber, die schon in vergangenen Jahrhunderten stets Rivalen waren. China konnte es den Russen nicht verzeihen, daß diese im 19. Jahrhundert – bei der „Eroberung Sibiriens“ – Gebiete annektiert hatten, die früher unter die Oberhoheit des chinesischen Kaiserhauses fielen. Als Chruschtschows letzter offensiver Versuch nach Westen scheiterte – im Herbst 1962 das Kuba-Abenteuer –, präsentierten ihm die chinesischen Genossen die „ungleichen Verträge“: Die Rechnung hierfür sei noch nicht beglichen. Mehr oder weniger offen meldete Peking territoriale Ansprüche auf Teile Ostsibiriens und Sowjetisch-Zentralasiens an.

Rußland - wohin?

Nachträglich scheint es, als habe Chruschtschow in den letzten Jahren vor seiner Absetzung ein Hasardspiel gespielt: Er wollte den Westen zu einer für Moskau möglichst günstigen Regelung der noch offenen weltpolitischen Fragen zwingen; er wollte diese Regelung erzielen, solange dieser Westen noch nicht gemerkt hatte, welch ein Gespenst im Rücken der Sowjetunion empordrängte. So ist auch Chruschtschows Haltung in der deutschen Frage zu verstehen. Wenige Wochen vor seinem Sturz schickte er seinen Schwiegersohn Adschubej nach Bonn, der dort den staunenden deutschen Gesprächspartnern davon erzählte, wie Rußland seit Jahrhunderten Europa vor Asien geschützt und gegen die Mongolen verteidigt habe. (Daß es die heute mit der Sowjetunion verbündeten Mongolen waren, die damals nicht nur Europa, sondern auch China bedrängten, ging in derlei Betrachtungen unbemerkt unter.) Chruschtschow hatte die Mauer gebaut und hatte die „Errungenschaften“ der DDR stabilisiert. Aber instinktiv spürte er wohl, daß die chinesische Gefahr für die Sowjetunion einen freien Rücken nach Westen voraussetzte. Daher sein freundschaftliches Werben um die Vereinigten Staaten, zu der er unter Eisenhower, Kennedy und Johnson eine vielschichtige persönliche Beziehung unterhielt. Daher aber auch – als letzter außenpolitischer Versuch seiner Amtszeit – sein Bestreben, mit den Deutschen von Bonn irgendwie ins reine zu kommen. Sein Plan eines Besuches in der Bundesrepublik, für Januar 1965 vorgesehen, erfüllte sich nicht. Es ist kaum anzunehmen, daß Chruschtschow am 14. Oktober 1964 wegen seiner Deutschlandpolitik stürzte. Aber es ist andererseits nicht von der Hand zu weisen, daß die deutsche Frage mit in die dramatische Sitzung des Zentralkomitees der KPdSU hineinspielte, auf der Chruschtschow von seinen Gefolgsleuten und Protegés im Stich gelassen wurde.

Unter Chruschtschow war die sowjetische Gesellschafts- und Herrschaftsstruktur zutiefst verändert worden. Stalin hatte ein Gleichgewicht zwischen dem Parteiapparat, der von der Partei faktisch unabhängigen Geheimpolizei mit ihren militärischen Verbänden, der staatlichen Bürokratie und der Sowjetarmee hergestellt. Indem er diese Institutionen im Gleichgewicht hielt, hatte Stalin die totale Macht inne. Chruschtschow unterwarf alle übrigen Machtinstanzen der Kontrolle der Partei und belebte die erstarrten KP-Kader. Die Erschießung Berijas war ebenso wie die Absetzung Marschall Schukows oder die Ablösung Malenkows ein Signal dafür, daß die Partei keine Autorität dulden konnte, die in irgendeiner Weise unabhängig von ihr war. Damit erzielte Chruschtschow seinen höchsten Triumph – aber zugleich begab er sich in eine Abhängigkeit von den „Apparatschiki“, die ihm später zum Verhängnis werden sollte. Seine sprunghaften, spontanen Reformpläne in der Landwirtschaft (Neuland), in der Wirtschaft (dezentralisierte Volkswirtschaftsräte: „Sownarchos“) und in der Strategie (Vernachlässigung der konventionellen Streitkräfte zugunsten von Atomwaffen und Raketen) brachten ihm viel Feindschaft ein, zumal der Erfolg nicht immer überzeugend war. Sein Auftreten in der internationalen Arena, wo er, fluchend und Witze reißend, manchmal sogar den Schuh ausziehend, durch die Lande zog, wurde ihm seltsamerweise von den Kapitalisten des Westens nicht



übelgenommen. Wohl aber fanden die stets auf Form und Steifheit bedachten sowjetischen Bürokraten den polternden Chruschtschow, diesen letzten Bauern auf dem roten Zarenthron, schockierend. So setzten sie ihn im Oktober 1964 ab, als sich herausstellte, daß seine Reformpläne auf wirtschaftlichem Gebiet gescheitert waren, und als es schien, daß auch seine Außenpolitik zu weit gegangen war. Die Männer, welche nun die Führung übernahmen – Breschnew als Parteisekretär, Kossygin als Ministerpräsident, daneben Podgornyj, Schelepin u. a. –, waren bürokratischer, vorsichtiger und sicher auch phantasieloser als ihr Vorgänger. Sie versuchten als erstes, mit China wieder zu einem Akkord zu kommen – aber diese Bemühung scheiterte. Heute sind die sowjetisch-chinesischen Beziehungen auf lange Sicht vergiftet. In Peking beschuldigte man die Nachfolger, „Chruschtschowismus ohne Chruschtschow“ zu betreiben. „Die sowjeti-

sche revisionistische Renegatengruppe, geführt von Breschnew und Kossygin, bewegt sich immer schneller in Richtung auf einen allgemeinen Bankrott und Ruin“ (Pekinger „Volkszeitung“ vom 16. Juli 1967).

Der von Chruschtschow vergeblich gestartete Versuch, die kommunistische Weltbewegung zu einem Ausschluß oder einer Verdammung der Chinesen zu bewegen, gelang auch Breschnew und Kossygin nicht. Zwar wurde die Position Moskaus durch die „chinesische Kulturrevolution“ und den Mißerfolg Pekings (Indonesien, Afrika) indirekt gestärkt. Aber eines der wichtigsten Ergebnisse des Schismas zwischen Moskau und Peking konnte nicht rückgängig gemacht werden: die graduelle Verselbständigung der einzelnen kommunistischen Staaten (Rumänien, Albanien) und ein allgemeines Schwinden der ideologischen Autorität der Sowjetunion innerhalb der kommunistischen Weltbewegung. Der „Poly-

zentrismus“, den Palmiro Togliatti, der verstorbene italienische KP-Chef, schon 1956 vorausgesehen hatte, wurde Wirklichkeit.

Das sowjetische Verhältnis zu Amerika blieb angesichts des Krieges in Vietnam prekär. Hier zeigte sich, daß ein kommunistischer Partisanen- und „Befreiungskrieg“, der Moskau ursprünglich sehr gelegen kam, auf die Dauer der sowjetischen Autorität eher ab- als zuträglich sein konnte. Überdies erwies sich gerade an dieser Frage die Unbeweglichkeit der Super-Großmächte, die beide Gefangene ihrer Propaganda, ihres „Images“ und ihres Prestiges wurden.

In den Beziehungen zur übrigen kommunistischen Bewegung blieben die Führer der Sowjetunion gleichfalls gefesselte Riesen. Der Versuch, den Status des Siegers in Europa zu verewigen, ist ein Wettlauf gegen die Zeit. Moskau konnte zwar durch wirtschaftlichen und politischen Druck, ja selbst durch Anwesenheit von

sowjetischen Truppen hier und da die Entwicklung seiner kommunistischen Bruderstaaten zu größerer Selbständigkeit verlangsamen – ganz verhindern konnte es diese Entwicklung aber nicht. Nachdem Albanien schon 1961 abgefallen war und sich für China und gegen Moskau entschieden hatte, verkündete die rumänische Kommunistische Partei am 26. April 1964 eine Art Unabhängigkeitserklärung. Im Ostblock, so forderten die Rumänen, dürfe es keine zentrale Kommandogewalt geben: „Es gibt nicht und es darf auch nicht eine Partei geben, die ‚Vater‘, und eine andere die ‚Sohn‘ ist, eine ‚höhere‘ und eine ‚untergeordnete‘ Partei. Hingegen gibt es die große Familie der gleichberechtigten kommunistischen und Arbeiterparteien.“ Die Rumänen weigerten sich, die wirtschaftliche Integration durch das Comecon (Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe) zu akzeptieren. Sie hielten freundliche Verbindungen zu China aufrecht und sie setzten auch nach Chruschtschow ihre Politik der nationalen Emanzipation fort – wobei sie inoffiziell sogar auf das Unrecht der Abtretung Bessarabiens verwiesen. Dieser Teil Rumäniens war 1940 und wieder 1944 von der Sowjetunion annektiert worden. Fast schien es, als würde den Rumänen auf stillem Wege all das zufallen, was sich die Ungarn 1956 durch Gewalt nicht hatten erkämpfen können.

Die Verwandlung der Beziehungen innerhalb des sozialistischen Lagers (oder, wie es jetzt vorsichtiger hieß) der „sozialistischen Gemeinschaft“ konnte nicht ohne Rückwirkungen auf die Lage in der Sowjetunion bleiben. Der Sowjetstaat, die sowjetische Partei sind in schneller Bewegung begriffen. Die Ruhe und Ausgeglichenheit, die scheinbar seit der Absetzung Chruschtschows herrschen, sind trügerisch. Hinter den Kulissen rumort es. Innerhalb der Führungsoligarchie gibt es Differenzen. Wie soll die Wirtschaft geführt werden? Sollen die Manager und Techniker den Vorrang über die Politiker erhalten? Soll die Diktatur gemildert oder soll sie verschärft werden? Soll das Land die Politik der Koexistenz mit dem Westen fortsetzen – oder soll man sich daran erinnern, daß Moskau nicht so sehr die Hauptstadt des russischen Reiches als vielmehr Zentrum einer großen revolutionären Bewegung ist? Soll man sich von den Chinesen durch größere Liberalität, Toleranz und Weltoffenheit unterscheiden – oder ist man nicht vielmehr verpflichtet, die chinesischen Super-Revolutionäre noch zu übertrumpfen? So konnte man in den „Thesen“ des Zentralkomitees der sowjetischen KP zum 50. Jahrestag der „Großen Sozialistischen Oktoberrevolution“ den Satz lesen: „In unserer Epoche kann die Arbeiterklasse jedes beliebigen Landes in ihrem revolutionären Kampf auf die Unterstützung der siegreichen Reihen der Arbeiterbewegung – der Werktätigen der sozialistischen Länder – rechnen, kann sie die Erfahrungen der Länder des Sozialismus und vor allem der Heimat des Oktober... ausnutzen.“ Das erinnert fatal an Stalins Revolution von oben: Die Sowjetunion behält sich als „Heimat des Oktober“ vor, in die innenpolitischen Kämpfe anderer Staaten einzugreifen. Es ist schwer zu sehen, wie eine solche Haltung zu einer dauerhaften Koexistenz und internationalen Zusammenarbeit führen soll. Nun, die Praxis wird den Sowjetstaat – wenn es nicht zu einer mörderischen Katastrophe kommen soll – zur Koexistenz und Kooperation bewegen. Das



aber setzt voraus, daß die sowjetischen Kommunisten von vielen Dogmen und Vorurteilen Abschied nehmen: von der (vielleicht im russischen Nationalcharakter liegenden) Idee, die übrige Menschheit beglücken oder erlösen zu müssen; von der seltsamen Vorstellung, nur man selber sei im Recht; von der eigenartigen Mischung von Messianismus und Verfolgungswahn, unter der die russischen Kommunisten mehr noch zu leiden scheinen als alle anderen Kommunisten dieser Welt. Der Sowjetstaat und seine kommunistischen Führer haben zweifellos große Leistungen aufzuweisen. Man kann im Rückblick auf das halbe Jahrhundert sowjetischer Geschichte viele und großartige Leistungen aufzählen: angefangen vom Heldentum des einfachen russischen Menschen (vor allem der einfachen russischen Frau!) im Kriege, bis zur Eroberung des Weltraums durch sowjetische Kosmonauten. Aber die gläubigen Kom-

munisten mögen mir verzeihen: Was an der heutigen Sowjetunion groß und bewundernswert ist, erscheint der Außenwelt weniger als eine Verkörperung typisch kommunistischer Ideale. Es sind die alten russischen Tugenden der Beharrlichkeit, der Schlichtheit, des Stolzes wohl auch – und nicht zuletzt der menschlichen Wärme und des Mitleids, die uns mehr berühren als alle Manifeste des Übergangs zum Kommunismus. Auf diese guten russischen Eigenschaften darf die Welt hoffen. Diese Eigenschaften spiegeln sich in der Haltung der russischen Intelligenz, die – wie die Dichterin Lidij Schukowskaja in einem Brief an den Nobelpreisträger Michail Scholochow sagte – stets Mitleid mit den Unterdrückten und von der Macht Verfolgten an den Tag legte. Auch heute können wir beobachten, wie die russischen Schriftsteller, Dichter und Wissenschaftler immer wieder ihre Stimme erheben – oft unter großem persönlichen Risiko – zugunsten der

Vernunft und der Menschlichkeit. Viele werden verfolgt, einige sind eingesperrt in Konzentrationslagern (wie Sinjawschij und Daniel), aber immer wieder melden sie sich zu Wort, von Jewtuschenko bis Solschenizyn. Für sie alle gilt das Wort Dostojewskijs, daß der Mensch ohne Mitleid, ohne Mit-Leiden, nicht leben kann. Nach fünfzig Jahren einer harten, kämpferischen Zeit kehren die sanften Töne, kehrt die Zartheit wieder zurück.

Die Menschen dieses Landes haben Unvorstellbares durchgemacht – und vielleicht muß eine neue Generation kommen, unbelastet vom Grauen der Vergangenheit, damit ein neuer Anfang gefunden wird. Vielleicht sind die Älteren schon zu sehr Gefangene ihrer eigenen bösen Erlebnisse, um noch einmal von vorn beginnen zu können. Die Unentschlossenheit der herrschenden Partei-Oligarchen, die Diskussion über die eigene Geschichte freizugeben, spiegelt diese tiefe Unsicherheit. Selbst die seltsamen Versuche, Josef Stalin in der Nach-Chruschtschow-Ära teilweise zu rehabilitieren, zeugen von dieser Unsicherheit. Was bleibt, so fragten die chinesischen Kommunisten, von der sowjetischen Geschichte der letzten Jahrzehnte, wenn Stalin tatsächlich ein Verbrecher war?

Es bleibt Rußland, wie Boris Pasternak es beschrieben hat. Dieses Land hält nicht nur seine Bewohner, sondern auch seine Nachbarn und ganz Europa und Amerika in seinem Bann. Es beschäftigt zumal die Deutschen, weil ein Teil Deutschlands heute in sowjetischer Hand ist und die Teilung Deutschlands nach sowjetischem Willen geschah.

Aber durch die schrillen, oftmals hysterischen Töne der sowjetischen Propaganda spürt man, wie unwohl den Sowjets selber der gegenwärtige deutsch-sowjetische Zustand ist. Die deutsche Frage ist immer noch eine offene Wunde in der Moskauer Gesamtkonzeption. Nirgendwo stoßen Macht und Recht, Ideologie und Realität so sichtbar aufeinander. Sicher haben die Deutschen ihre heutige Lage zu einem guten Teil sich selbst zuzuschreiben: So wie wir Rußland teilen wollten, so hat nun Rußland uns geteilt, dazu noch ideologisch geteilt.

Doch die gegenwärtige sowjetische Europa- und Deutschlandpolitik ist kein Zeichen der Stärke, sondern wiederum ein Symptom innerer Unsicherheit. Siege dauern ebenso wie Niederlagen nicht ewig. Gewiß, die Situation von 1937 läßt sich nicht restaurieren – aber im Grunde ist auch die Situation von 1945 oder 1956 schon überholt. Im gleichen Maße, wie die Macht der Ideologie schwindet, wird auch das gegenwärtige deutsch-sowjetische Verhältnis zu einem Anachronismus. Die Generäle und Parteisekretäre, die als Teilnehmer des Krieges vor den Deutschen bis hinter die Wolga flüchteten, um dann die gleichen Deutschen bis Berlin zu jagen, werden die innere Gelassenheit zu einer Regelung nicht aufbringen. Hier muß die Zeit und muß eine neue Generation ihren Beitrag leisten. Man sollte diese Entwicklung getrost abwarten: manche geschichtlichen Prozesse brauchen ihre Zeit.

Die Feiern zum 50. Jahrestag der Oktoberrevolution mögen die großen Leistungen des Sowjetstaates und seiner Menschen getrost zeigen. Die Menschen draußen in der Welt aber werden sich die Frage stellen, die schon Nikolaj Gogol stellte: Rußland, wohin?

Jugend läßt sich nicht in Ketten legen



Auftakt des Jugendmonats der IG Metall

Unter diesem Motto fand sich die Jugend der Industriegewerkschaft Metall Baden-Württembergs am 24. September 1967 in Schwäbisch Gmünd zu einer eindrucksvollen Kundgebung zusammen. Mehr als 900 junge Gewerkschafter waren zu dem diesjährigen Jugendtag erschienen – politisch engagierte junge Menschen, die bereit sind, in der Öffentlichkeit für ihre berechtigten Forderungen einzutreten und zu demonstrieren. Aus allen Teilen des Landes Baden-Württemberg waren sie herbeigeeilt und führten auf bunten Transparenten und Schildern ihre Forderungen mit:

Nicht Notstandsgesetze, sondern Politik ändern – Schluß mit dem schmutzigen Krieg in Vietnam – Baut Schulen zum lernen, statt Panzer und Kasernen – Wir sind Gegner des Militarismus – Verhandelt mit dem Vietkong – Freiheit und Demokratie für Griechenland – Demokratie heißt nicht Friedhofsruhe – Enteignet Springer – Urlaubsgeld auch für Lehrlinge – Gegen Rechtsradikalismus – Schützt die Jugend vor schlechten Lehrmeistern – Jugend will keine Notstandsgesetze, sondern Friedenspolitik.

In dieser Form formulierten die jungen Menschen ihren politischen Willen.

Willi Bleicher, Bezirksleiter der IG Metall im Bezirk Stuttgart für Baden-Württemberg, eröffnete die Kundgebung.

Die Jugendtage im Bezirk Stuttgart haben eine große Tradition. Sie gehen zurück auf das Jahr 1907, wo auf einer internationalen Tagung dieser Gedanke geboren wurde.

„Damals wie heute“, betonte Bleicher, „will die Jugend nicht fünftes Rad am Wagen sein. Sie fordert ihren festen Platz in der Welt der Erwachsenen. Das ist hier kein Sonntagsausflug, sondern eine berechtigte Anklage gegen diese Gesellschaft.“

Viele Arbeitgeber haben sich geweigert, die Plakate zu dieser Kundgebung auszuhängen. Leidenschaftlich rief Bleicher die Jugend auf, gegen jeden anzukämpfen, der versucht, den politischen Willen der jungen Menschen einzuengen. „Jugend läßt sich nicht in Ketten legen.“ Mit diesen Worten schloß Willi Bleicher seinen Appell an die Jugend und gab das Wort an den Redner der Kundgebung, Franz Steinkühler, Bezirkssekretär des Bezirkes Stuttgart.

Steinkühler bezeichnete die Jugendtage der IG Metall als lebendige Dokumentation dafür, daß die arbeitende Jugend die Daseinsbedingungen mitgestalten will, daß sie mitbauen will an einer Welt des Friedens. Er betonte, daß dieser Kampf



nicht losgelöst von den Erwachsenen, sondern mit ihnen geführt werden müsse. Er verurteilte die Gesellschaftsordnung, in deren Mittelpunkt nicht die Würde des Menschen stehe, sondern der kollektive Machtmißbrauch jener, die die wirtschaftliche Macht haben und derer, die an den Schalthebeln der politischen Macht sitzen.

Steinkühler wandte sich leidenschaftlich gegen den schmutzigen Krieg in Vietnam und gegen jene, die im Namen der Freiheit und im Namen der Demokratie Geld damit verdienen. „Dieser Krieg ist militärisch nicht mehr zu gewinnen und politisch längst verloren“, rief Steinkühler aus.

70 Milliarden gebe jährlich die amerikanische Regierung aus, unterstrich Steinkühler, für den Krieg in Vietnam und die damit verbundene Rüstung. Einen Teil dieser 70 Milliarden Dollar, eingesetzt für die Beseitigung der Slums, des sozialen Unrechts und für den Kampf gegen Rassendiskriminierung – wo auch immer –, dann gäbe es keine Krawalle, keinen ruhmlosen, barbarischen Krieg in Vietnam!

Steinkühler prangerte den Terror der Militärjunta in Griechenland an und verurteilte gleichzeitig die fragwürdige Haltung der Bundesregierung, die fremden Geheimdiensten erlaubt, auf deutschem Boden die Freiheit des einzelnen und die Würde der Menschen mit Füßen zu treten, indem sie Möglichkeiten zur Beseitigung und Verfolgung griechischer Kollegen auf deutschem Boden zuließe.

Im weiteren Verlauf seiner Rede wandte sich Steinkühler scharf gegen das Verhalten der Unternehmensverbände. Er warf den Unternehmern Machtmißbrauch vor und rücksichtslose Ausnutzung ihrer Interessen auf Kosten der arbeitenden Menschen. Dann wandte sich Steinkühler auch mit aller Schärfe gegen den Versuch des baden-württembergischen Kultusministers, die bisherige Bezuschussung der Jugendtage der IG Metall in Frage zu stellen.

Steinkühler sagte: „Wir lassen uns die Rolle einer Jugendorganisation der IG Metall, ihren Gehalt als Interessenvertretung der arbeitenden Jugend, nicht vom Kultusminister vorschreiben.“ Unter starkem Beifall rief er aus: „Wir waren nie käuflich, und wir werden es nicht werden!“

In seinen weiteren Ausführungen wandte er sich gegen die beabsichtigte Einführung von weiteren Notstandsgesetzen. Er unterstrich die Bedeutung der Beschlüsse des Deutschen Gewerkschafts-



Fotos: Udo Hoffmann



bundes in dieser Frage. In seinen Schlußworten hob er noch einmal die wichtigsten Forderungen dieses Jugendtreffens hervor:

„Gebt Mitbestimmung dem entscheidendsten Teil einer hochindustrialisierten Gesellschaft, der Arbeitnehmerschaft und ihrer Interessenvertretung, den Gewerkschaften. Gebt den Jugendsprechern die Entfaltungsmöglichkeiten als Interessenvertretung der jugendlichen Arbeitnehmer. Gebt uns die Möglichkeit des Lernens, laßt uns teilhaben an allen kulturellen und wissenschaftlichen Errungenschaften und

laßt uns mit der Jugend der ganzen Welt, auch mit der Jugend des anderen Teils unseres Vaterlandes, diskutieren und im Kampf um den Frieden, im Kampf um den sozialen Fortschritt und die soziale Gerechtigkeit zusammenstehen.

Laßt uns in der IG Metall gegen alles und gegen jeden ankämpfen, der den Geist der Freiheit und die unantastbare Würde des Menschen in Ketten legen will.“

Die Jugendlichen quittierten die Ausführungen des Redners mit starkem Beifall. Ein Beweis dafür, daß sie sich hinter diese Ausführungen stellten.

Willi Bleicher dankte Franz Steinkühler für die Darstellung der Ziele und konkreten Aufgaben der IG-Metall-Jugend. Dann nahm er zur gegenwärtigen tarifpolitischen Situation Stellung. Angesichts der bisherigen Erfahrung in dieser Lohnperiode könne man von Sozialpartnerschaft nicht mehr sprechen. Es sei keineswegs so, daß die Wirtschaft in unserem Tarifgebiet große Rückschläge zu verzeichnen habe.

„Was die Unternehmer wollen, ist die Machtprobe wie damals in dem großen Streik in Baden-Württemberg. Sie werden sie auch heute nicht bestehen!“

Bleicher rief den Teilnehmern zu: „Geht in die Betriebsversammlungen, besucht die Vertreterversammlungen, und geht in die Jugendversammlungen.“

Er schloß seinen leidenschaftlichen Appell mit den Worten: „Denkt immer daran, Millionen sind stärker als Millionäre!“ Mit dem gemeinsamen Lied „Brüder zur Sonne, zur Freiheit“ wurde die Kundgebung geschlossen. Die Teilnehmer sammelten sich zum Demonstrationszug durch die Straßen der Stadt, um ihre Forderungen noch mehr zu unterstreichen.

Fazit dieser gelungenen Veranstaltung: Junge Menschen sind auch heute bereit, für ihre Forderungen einzustehen und zu demonstrieren.

Siegfried Müller

Der aufhaltsame Aufstieg der NPD

Auch in das Bremer Landesparlament ist die NPD eingezogen. Hitlers versprengte Bataillone machen sich's in den verachteten „Quatschbuden“ gemütlich. Ist der Aufstieg dieser Partei aufzuhalten? Kurt Hirsch ist dieser Frage nachgegangen und hat die Entwicklung des Rechtsradikalismus seit 1945 verfolgt. Sein Buch bietet ausgezeichnetes Material für Diskussionen. Er beginnt seinen Rückblick mit der zeitweiligen Unterwanderung der FDP durch Hitlers letzten Propagandaminister Naumann und dessen Spießgesellen. Ausführlich setzt sich der Verfasser mit den Wahlerfolgen der SRP auseinander. Auf Grund energischer Proteste der internationalen Presse kam es zum Verbotsantrag und schließlich 1952 zum Verbot dieser Partei. Allerdings zögerte damals Bonn, energisch gegen den braunen Klüngel vorzugehen.

Hirsch, der die Agitation von SRP, DRP und NPD durch Zitate belegt, begnügt sich nicht damit, den Widerspruch zwischen Lippenbekenntnissen zur parlamentarischen Demokratie und finsternen Drohungen gegenüber Andersdenkenden – verbunden mit der Verherrlichung des Dritten Reiches – aufzudecken. Er weiß zu gut, daß die Chancen einer neonazistischen Partei zunächst in den Blößen liegen, die sich die demokratischen Parteien geben. Das einzige ernsthafte Argument der NPD ist nach Ansicht des Rezensenten der von Bonn zugelassene Ausverkauf deutscher Betriebe zum unrealistischen Dollarkurs. Die Zukunftschance der NPD liegt in der offenen oder heimlichen Ermunterung durch allzu schrille nationalistische Töne anderer Parteien, vorzugsweise der CSU. Als Journalisten dem hessischen NPD-Hauptling Faßbender unbequeme Fragen stellten, drohte er: „Euch wird das Lachen schon vergehen!“ Der Mann hatte ausnahmsweise recht. Wenn er und seinesgleichen an die Macht kommen würden, dürfte Millionen von Deutschen das Lachen vergehen. Um so befremdender wirkt der Versuch einiger Politiker, den eindeutigen Wahlerfolg der NPD zu verharmlosen, wie es Guttenberg, Strauß und Schmidt-Vockenhäuser getan haben. Wie ernst ist ein Regierungssprecher zu nehmen, der nach dem Ausscheiden der FDP aus dem bayerischen Landtag und dem Einzug der NPD von der „Stabilität“ der drei großen Parteien sprach? Wer könnte die NPD mehr ermuntern als Strauß, der sich im bayerischen Wahlkampf als „Rechtsüberholer“ betätigte? Was ist schließlich von der beruhigenden Versicherung des Bundesinnenministers zu halten, der von Tausenden abgesprungenen NPD-Mitgliedern spricht, wenige Tage vor dem bisher größten Wahlerfolg dieser Partei in Bremen?

Diesen für die Zukunft entscheidenden Fragen widmet Hirsch eigens ein Kapitel. Damit unterscheidet sich sein Buch von ähnlichen Broschüren zum gleichen Thema, deren Verfasser einfach nicht den Mut aufbringen, dem Problem auf den Grund zu gehen. Über die Ermunterung der NPD und der hinter ihr stehenden Kräfte hat Hirsch aufschlußreiches Material gesammelt. Schon seit Jahren haben alle im Bundestag vertretenen Parteien schwerwiegende Konzessionen gemacht durch Begrüßungstelegramme und die Teilnahme von Abgeordneten an den als Suchtreffen deklarierten Veranstaltungen der Waffen-SS. Hirsch hat gewissenhaft recherchiert und zitiert sogar eine inzwischen eingegangene SPD-Zeitung, die dieses Treffen unverständlicherweise als „Fortentwicklung der Demokratie“ bezeichnete. Schließlich ist es ja auch

mit den in Landsmannschaften tätigen tiefbraunen Henlein-Leuten zur Verbrüderung gekommen. Bei so offener Ermunterung war die erneute Sammlung nur eine Frage der Zeit, sie lag im Zuge der restaurativen Entwicklung der Bundesrepublik und ist kein Zufall. Schließlich verdrängte die unsachliche, pauschale antikommunistische Propaganda die Kritik am Nazistaat, der Antikommunismus ersetzte den Antisemitismus. Nicht zuletzt zeigte die CDU/CSU in ihrer Hetze gegen Emigranten den unterschwellig vorhandenen Nationalismus, der sich in einer Krisensituation genauso verheerend auswirken würde wie in der NPD.

Vom politischen Schmierentheater zu den Brettern, die die Welt bedeuten, ohne sie zu ersetzen. Herbert Ihering ist der letzte noch lebende bedeutende Theaterkritiker der zwanziger Jahre. Als Befürworter des Zeittheaters und als Entdecker Bert Brechts hat sich Ihering einen Namen gemacht. Brechts „Trommeln in der Nacht“ nannte er nach der Uraufführung des völlig unbekanntem Autoren sofort das einzige deutsche Revolutionsstück. Dabei hat Ihering nie die Gesinnung gegen dramatische Schwächen aufgerechnet, wie sein Urteil

über Alfons Paquets „Fahnen“ beweist, in dem es um den Kampf Chicagoer Arbeiter um den Achtstundentag geht; ein Stück, in dem vor lauter Reden die Handlung nicht vorankommt. Ihering war stets auf der Suche nach dem großen Theater. Er fand es bei Piscators Schillerinszenierung, der die „Räuber“ nicht als Klassikerpflege betrachtete, sondern als aktuelles Dokumentartheater, er fand es ferner bei Talenten, die völlig außerhalb ihrer Zeit standen: Ernst Barlach und Hans Henny Jahnn, deren große, elementare Dichtung noch lange nach ihrem Tode unverstanden blieb. Höchst unfair ist es von Verlag und Herausgeber Badenhausen, mit keinem Wort auf Iherings Kritikertätigkeit nach 1945 in Ostberlin einzugehen. Wer nicht Bescheid weiß, muß glauben, Ihering ist eines Tages für immer im Souffleurkasten verschwunden.

Horst Hartmann

Besprochene Bücher:

Kurt Hirsch „Kommen die Nazis wieder?“ Paperback. Verlag Kurt Desch, München. Herbert Ihering „Von Reinhardt bis Brecht“, eine Auswahl der Theaterkritiken 1909–1932. Rowohlt-Paperback.

Fakten in Versen

Gedichte, die keiner wortreichen Erklärung bedürfen, die für sich selbst stehen, die schlicht und einfach, unpathetisch, aber nicht kunstlos Fakten, Aussagen, Urteile, Stimmungen bieten, sind selten unter der heutigen Lyrikonfektion mit Wortgeklingel, formalen Dichter-Späßen! Die Verse von Hugo Ernst Käufer in seinem neuesten Gedichtband „Spuren und Linien“ lassen die Nachprüfung zu. Der Leser kann den Maßstab „Stimmt das denn auch?“ anlegen. Alles stimmt! „Nicht mehr sagen, als man weiß, Erfahrungskreise ausschreiten“, heißt es in einem Gedicht. Hugo Ernst Käufer enthält die Phrasen der Politiker, die er „schwindsüchtige Parolen“ nennt. Er vergleicht sie mit einer antiquierten Auffassung vom Wesen der Dichtung, wie sie Rainer Maria Rilke in seinen „Sonetten an Orpheus“ verkündete. Hugo Ernst Käufer zitiert Rilke in einem Gedicht: „Einzig das Lied überm Land heilig und feiert“. Dazu Käufer bohrend: „Welches Lied überm Land, was wird geheiligt, was gefeiert, was?“

„Terschelling“ heißt das erste Gedicht, beinahe schon eine Geschichte in einfachen Versen mit einundzwanzig Kapiteln. Äußerste Beschränkung der Worte, Sprach-Askese, die nie dem Verständnis des Lesers entgleitet, läßt die einzelnen Strophen manchmal drei, manchmal zwei und sogar nur eine einzige Zeile enthalten. Diese Technik erinnert an den Filmschnitt, in dem längere Einstellungen auf kurz eingblendete Momentaufnahmen folgen; beim Film, vor allem dem Fernsehfilm, wechseln Großaufnahme eines Details mit Gesamtüberblicken, schnell bewegte Szenen mit ruhigen Geschehnissen; die Stimmungen, die Motive, die Form werden scheinbar bunt gemischt. Das Ergebnis dieses Mosaiks ist dann aber ein überzeugender Gesamteindruck. Die Dichtung kann an den formalen Erregungsmitteln nicht vorübergehen, vor allem dann nicht, wenn sie selbst informieren will, ein Stück Welt bieten will, wie die Gedichte Hugo Ernst Käufers. Vielleicht erklärt das die Faszination dieser Verse, die neu und ohne Anklänge an andere neuere Autoren sind, die also nicht einer bekannten „Richtung“ oder gar „Dichterschule“ angehören. Im zweiten Teil des Bandes, „Marginalien“, wird Käufer politisch. Er reduziert die Politik von den schon erwähnten Phrasen der Politiker, die wie antiquierte Dichter raunen, auf einfache Wahrheiten: „Laßt euch die Einfachheit des Gesprächs einfallen, wer redet, ist nicht tot“, nennt die Schwierigkeiten beim Namen, gebt den Verschlüsselungen, den billigen Tricks keine Chance, untersucht gemeinsam, was Lüge, was Wahrheit ist, tauscht eure Erfahrungen in der Beseitigung der Silikose, in der Regulierung der Flüsse aus...“ Von Fakten will Käufer reden, beispielsweise vom „Verrecken in Vietnam“. Im letzten Teil, „Zirkusszenen“, bietet er wieder eine Erzählung, in der er durch nüchterne Verse, wirkungsvoll gesteigert, die schöne Illusion der Show enthüllt: „Was bleibt, stiften hier nicht die Dichter, was hier so übrigbleibt, fällt als Beute der städtischen Müllabfuhr zu...“ Den Umschlag und die Grafiken zum ersten Teil zeichnete Manfred Wotke, sparsam in der Linienführung wie die Gedichte. Kriemhild Flake illustrierte die Zirkusszenen kunstgewerblich verspielt.

Rainer Kabel

Hugo Ernst Käufer, Spuren und Linien. Mit acht Zeichnungen von Kriemhild Flake und Manfred Wotke. Verlag Lechte, Emsdetten/Westf., 56 S., DM 10,80.

Die da oben

Sie treffen sich jeden Morgen, die Schaffenden, – 5 Tage in der Woche –.

Sie sind fleißig, ja fleißig im Arbeiten, sie sind träge, ja träge im Engagement.

Sie lesen viel – durchschnittlich 5 Minuten am Tag die Tageszeitung.

Sie sehen viel „fern“; natürlich nur Sendungen, die ihnen gefallen. Ihnen gefällt alles – und nichts –. Sie reden viel über das, was sie lesen und sehen.

Sie treffen sich jeden Morgen

– 5 Tage in der Woche – und gehen aneinander vorbei.

Sie diskutieren viel über die, die da denken und die da demonstrieren – mit und ohne Bart –, z. B.

gegen den Schah. Sie lesen lieber Farahs Lebensbeichte als Berichte über das Elend, die Armut, das Analphabetentum und die Verfolgung der Menschen.

Sie treffen sich jeden Morgen

– 5 Tage in der Woche – und kennen sich nur wenig.

Sie schimpfen viel über „DIE DA OBEN“, über Politiker und Funktionäre in Kirchen, Parteien und Gewerkschaften, denn sie sind ja so träge im Engagement.

Sie sagen „DIE DA OBEN“ (hier spricht der Untertanengeist) „machen alles“ und meinen, „DIE DA OBEN machen alles falsch“. Zum Engagement sind sie selbst aber nicht bereit.

– Dabei könnte es in dieser Welt so viel schöner, einfacher und gerechter sein, wenn nicht so viele, die sich jeden Morgen treffen, 7 Tage in der Woche abseits stehen würden.

Sie sollen aktiv werden in den Kirchen, Parteien und Gewerkschaften. Sie sollen kritisieren und demonstrieren.

Dann reicht ihnen das Sehen und Hören im „Bild“ und in der „Röhre“ nicht mehr. Dann sagen sie auch nicht mehr abwertend „DIE DA OBEN“.

Dann treffen sie sich zwar noch jeden Morgen

– 5 Tage in der Woche –

die Bürger unserer Zeit, sie sind dann aber im Engagement, und allesamt DIE DA OBEN.

Peter Blechschmidt

Wieder ein Jungfilmer

Michael Verhoeven beendete seinen ersten Spielfilm „Paare“

Michael Verhoeven, 29 Jahre alt, Sohn des renommierten Schauspielers und Regisseurs Paul Verhoeven, hat seinen ersten Spielfilm „Paare“ nach August Strindberg abgedreht. Der Eckelkamp-Verleih hat die Kinoauswertung übernommen. Am 10. November soll die Uraufführung stattfinden. Wir trafen den Regisseur in München bei den Synchronarbeiten an seinem Film.

„Ursprünglich habe ich gar nicht daran gedacht, einen Film zu machen. Der ‚Totentanz‘ von Strindberg hat mich schon lange fasziniert, vor allem dessen zweiter, auf unseren Bühnen fast verschollener Teil, in dem es um die Probleme der jungen, in ein Milieu hineingeborenen und dieser Umgebung verhafteten Generation geht. Ich begann, den ‚Totentanz‘ neu zu bearbeiten, auch sprachlich aufzubereiten, wobei ich von einer Rohübersetzung des Strindbergschen Textes ausging. Bei dieser Arbeit spürte ich mehr und mehr, daß man aus diesem Stoff eigentlich einen Film machen sollte, daß er den Rahmen der Bühne sprengen würde.“

– Ob er denn glaube, daß die schwere, für die heutige Zeit mit allzuviel tiefgehendem Pathos belastete Eheproblematik des Stückes im Jahre 1967 überhaupt noch interessiert? –

„Ich habe den ‚Totentanz‘ nicht einfach aktualisiert. Ich habe ihn in der Zeit und

in den Kostümen der Jahrhundertwende gelassen, weil ich glaube, daß dadurch eine Distanz geschaffen wird, die Vergleiche mit dem Heute herausfordert und Identifikation möglich macht. Allerdings habe ich den Dialogen alles Antiquierte genommen – freilich ohne dem Stoff Gewalt anzutun. Viele tragische Momente eines so ‚alten‘ Stückes wirken heute auf der Bühne oft unfreiwillig komisch. Dieses Phänomen habe ich versucht in meinem Film festzuhalten, weil es meiner Meinung nach auch in der Realität so ist, daß die Tragik des einen in der Sicht des anderen oft zur Komik wird. Freilich heißt das nicht, daß ‚Totentanz‘ ein komischer Film wird – das bezieht sich mehr auf Nuancen und Details. Wenn ich den Stil meines Films definieren sollte, dann würde ich ihn als ‚psychologischen Reißer‘ bezeichnen. Der Schauplatz der Handlung, die Nordseehallig Langeneß bei Husum, bietet dafür die ideale Szenerie: eine Landschaft von außerordentlich melancholischem, tristem, psychisch belastendem Charakter. Ich hoffe, daß dies in den Pastellfarben zum Ausdruck kommt, die mein dänischer Kameramann Henning Kristiansen – er fotografierte u. a. Carlsens ‚Hunger‘ – und ich bewußt stilisiert und weit ab von den mit dem bloßen Auge erkennbaren ‚natürlichen‘ Farben gehalten haben.“

– Ein Film mit Lilli Palmer in der Hauptrolle, mit dem immerhin nicht unbekanntem Karl-Michael Vogler, mit Berufsschauspielern auch in den kleineren Rollen – abgesehen von Vater Paul Ver-



Lilli Palmer in „Paare“

hoeven als Partner von der Palmer –, das kann doch kein billiges Unternehmen sein? –

„Mein Film hat genau 700000 Mark gekostet. Er ist völlig frei finanziert, das Kuratorium Junger Deutscher Film hat eine Unterstützung abgelehnt – übrigens ebenfalls für mein nächstes Projekt ‚Kopf oder Zahl‘ nach einem eigenen Originaldrehbuch. Meine Frau Senta Berger hat für diesen Film eigens eine Produktion, die Sentana-Film gegründet, und Frau Palmer war von dem Drehbuch so angetan, daß sie spontan zusagte und auch auf ihre sonst übliche Stargage verzichtete. Und daß mein Vater keine Riesensumme verlangte, können Sie sich sicherlich denken.“

Michael Verhoeven will seinen Arztberuf übrigens nicht an den Nagel hängen. „Gleich nach der ‚Totentanz‘-Premiere geht's ans Schreiben der Doktorarbeit!“ Er hofft, neben seiner Praxis später auch immer wieder einen Film drehen zu können. „Aber erstmal hab' ich kein Geld.“ Den Erfolg seines Debütfilms gilt es erst abzuwarten. Michael Verhoeven, eine Art Außenseiter unter den Jungfilmern, verspricht sich sehr viel von dem Phänomen des „jungen Films“. Er gehört weder zur Oberhausener noch zur Münchner Gruppe, aber er fühlt sich durch seine Arbeit diesen zugehörig, frei von allem Radikalsnobismus des bewußten Sichheraushaltens aus einer „Clique“.

Frauke Hanck

Filme aus Skandinavien

Zum neuntenmal Nordische Filmtage in Lübeck

Seit elf Jahren finden in der schleswig-holsteinischen Hansestadt Lübeck – zweimal wurde dieser Rhythmus unterbrochen – alljährlich an einem verlängerten Wochenende Nordische Filmtage statt. Initiator dieser Veranstaltung war zu Beginn der Lübecker Filmclub, inzwischen wurde der Verein Nordische Filmtage e.V. gegründet, dessen Vorsitzender, der Travemünder Apotheker Rolf Hiller, diese Informationsschau fern jeden Festival-Rummels und frei von jeglichen Preisverleihungs-Konkurrenzen gleichsam als sein Freizeit-Hobby organisiert. Will Wehling, Programmreferent der Westdeutschen Kurzfilmtage Oberhausen, assistiert ihm dabei mit Rat und Tat. Unterstützt werden die Nordischen Filmtage von der Stadt Lübeck, dem schleswig-holsteinischen Kultusministerium und vom Bund – diesmal waren die Zuschüsse allerdings geringer als in den Vorjahren.

Ingmar Bergman, Palle Kjaerulf-Schmidt, Jan Troell, Bo Widerberg, Jörn Donner waren mit ihren neuesten Filmen auf den IX. Nordischen Filmtagen vertreten – Regisseure, die heute das Gesicht des skandinavischen Films entscheidend bestimmen. Erstmals nach vielen Jahren war das Programm in der Stadt an der Trave wieder repräsentativ. Ein verlängertes Wochenende mit acht Spielfilmen

und fünfzehn Kurzfilmen, mit 132 ange-reisten Teilnehmern, von denen vierzig aus den skandinavischen Ländern kamen, auf einer der sympathischsten kleinen Filmschauen, die jegliche Festival-Allüren weit von sich weist, auch keine Preise verleiht.

Drei der wichtigsten Spielfilme waren zwar schon bekannt, wurden dem Lübecker Publikum aber erstmals präsentiert: Ingmar Bergmans „Persona“, Palle Kjaerulf-Schmidts „Geschichte von Barbara“ und Jan Troells „Hier hast du dein Leben“ – auf einer Informationsschau des skandinavischen Films sind sie unentbehrlich. Finnland war lediglich mit einem Kurzfilm vertreten, der vorgesehene Spielfilm „Tagebuch eines Arbeiters“ von Risto Jarva war nicht rechtzeitig eingetroffen.

Aus Dänemark kam ein Debütfilm: Kirsten Stenbaeks „Die Phantasten“, eine mit Schwung und Tempo inszenierte Geschichte von drei jungen Leuten, die in einer Traumwelt leben. Für die Regisseurin und ihren am Drehbuch beteiligten Gatten war dies Anlaß, mit allen heute im Film möglichen komödiantischen Mitteln zu spielen, Effekte und Gags aus dem Musical, der Slapstick-Komödie, Pop, Parodie und Persiflage zu verwenden – leider allerdings zu viele Inside Jokes, so daß wohl nur der dänische Zuschauer seine reine Freude an dem Filmchen hat. Anders Astrid Henning-Jensens „Un-treue“, eine sehr sauber inszenierte Dreiecksgeschichte im Kammerspielton; rei-

fer Mann verliebt sich in junge Studentin, kann aber sein bürgerliches Familienleben nicht aufgeben, als sie ein Kind von ihm erwartet.

Jörn Donners vierter Spielfilm, wieder mit Harriet Andersson in der Hauptrolle, enttäuschte. Allzuviel hat der junge schwedische Regisseur in „Querbalken“ verarbeiten wollen und dabei natürlich die Konfusion nicht vermeiden können. Das jüdische Mädchen, das das KZ nicht vergessen und sich in der schwedischen Wohlstandsgesellschaft nicht heimisch fühlen kann, der Vertreter dieser Gesellschaftsschicht, der sich in das Mädchen verliebt und dadurch zum erstenmal in seinem Leben zum wirklichen Nachdenken über Wesentliches kommt, die Frau dieses Mannes, die es mit einem anderen Außenseiter der Gesellschaft, einem verkorksten Maler, treibt – all das läuft nebeneinander her ohne Mittel- und Höhepunkt, ohne dramaturgischen Zusammenhalt.

Eine wirkliche Entdeckung bei den Nordischen Filmtagen war ein im Ausland bisher so gut wie unbekannter Film von Bo Widerberg: „Heja Roland“, eine satirische Komödie um einen jungen Mann Anfang Dreißig, der im Auftrage einer Reklamefirma Marktforschung betreibt. Mehr und mehr fühlt er sich zu der unkomplizierten, sorglosen Lebensweise dieser jungen Leute hingezogen, und als sein etwa fünfzigjähriger Chef die Ergebnisse seiner Untersuchungen und die

Tonbänder mit den Interviews verlangt, weigert sich Roland erfolgreich, weil er nicht will, daß diese Dinge für neue Verkaufsargumente ausgenutzt werden. Widerberg liefert mit diesem Film, der voll von intelligenten Gags und absurder Komik ist, einen interessanten Beitrag zur Auseinandersetzung zwischen den Generationen. Und das Erstaunliche ist, daß er durch die Form der Komödie das Thema viel überzeugender in den Griff bekommt als mit den sonst üblichen Mitteln des pathetischen Ernstes und der dramatischen Problematik.

Der norwegische Regisseur Arne Skouen zeigte in Lübeck seinen neuen Film „Wachtposten“, eine bedeutungsschwangere Geschichte über die Verantwortung des einzelnen: ein junger Soldat desertiert in ein Heim für psychopathische Kinder, weil er spürt, daß er dort mehr gebraucht wird als beim Militär. Der Film ist zweifellos mit viel Ernst und Aufrichtigkeit gemacht, in der Wahl der thematischen Mittel aber völlig danebengegangen.

Was das Lübecker Kurzfilmprogramm anbelangt, so ist nur zu berichten von einem neuen Jörgen Roos: „17 Minuten Grönland“ ist eine mit Witz und Liebe zu dem Land gemachte Impression über das Leben der dortigen Bevölkerung zwischen Robbenjagd, städtischem Kulturleben und einer modernen Militärbasis.

Frauke Hanck

Die Wüste und die Stratosphäre

Von Rudolf Braunburg

Als Tagmond über Tel Aviv hing, streifte unsere Flügelspitze das Stratosphärenblau der Jordanberge. Querab von Jaffa sahen wir das hoffnungsvolle Grün der Zitrusaine, sahen die perlmuttne Lake des Toten Meeres, fernschimmernd zwischen den Klüften, sahen die Minarets von Akkra, Natanya, Nazareth. Während das Lemonengelb des Gestirns im Dunst der Tropopause zerrann, sank Nacht dumpf aufs Galiläische Meer.

Wenige Langstreckennächte später, als sich der Mond zur scharfen Damaszenerklänge gesichelt hatte, zieht die Atmosphäre neuer Erdlandschaften durch unsere Turbinen, sind die ägyptischen, hebräischen, syrischen Kartennamen vertauscht gegen die von Grönland, Labrador, Alaska, ist das Muskatellerbraun der Abendwüste vom Sinai ersetzt durch das Muskatellerbraun der Abendwüste am Großen Salzsee.

Auf irgendeinem Zwischenlandehafen aber, spätnächtlich trostlos oder brutal lärmend, auf Anschluß wartend, auf Abflug oder Zwischenbescheid, kommen Erinnerungen an letzte Dunststreifen über dem Karmel, an dessen Fuß sich so rasch der Frieden als trügerisch erwiesen hat.

Einmal, durch einen Kibbutz der Negev-Wüste fahrend, stieß ich auf junge Israelinnen, die frisch gepflanzte Orangenbäume begossen. „Ich verstehe nicht“, sagte eine; Fischer waren am Tag vorher auf dem See Genezareth beschossen worden; „die Araber wissen nichts anzufangen mit ihren gewaltigen Wüsten. Wozu brauchen sie unseren winzigen Landstreifen, den wir so mühsam bewässern? Warum hassen sie uns? Warum ist es so schwer, in Frieden zu leben?“

Warum ist es so schwer, in Frieden zu leben?

In der Welt zwischen Wüste und Stratosphäre, in der wir Piloten unsere Arbeit verrichten, beschäftigt sich kaum jemand mit Menschheitsfragen. Die Guillaumets der St.-Exupéry-Epoche sind, falls es sie je gab, längst ausgestorben. Die atemberaubende Mannigfaltigkeit der Welt zwischen Baalbek und Bangkok, Rio und Rom wird von vielen jungen Besatzungen und völlig befriedigend auf Bar, Swimmingpool, Eßlokal reduziert. Es mag sein, daß das Registrieren von Sonnenuntergängen, hungernden Straßenbettelern, Kriegstoten auch an der hartgesottesten Hotelterrassen-Party nicht spurlos vorübergeht; genügt das schon? Was kann, was muß man tun? Sollen wir uns zufrieden geben mit einer Welt, in der der Waffenstillstand die friedlichste Art des Zusammenlebens darstellt?

Von den Gruben des Salomo aus, zwischen den gewaltigen Felssäulen stehend, war die Negev-Wüste Staub von Patrouillefahrzeugen, Stacheldraht, Grenze. Jetzt ist sie: Haß, Kampf, Blut. Von der Stratosphäre aus, die so rein ist, daß in ihr selbst das zarteste Gebilde, das unser Planet hervorbringt, die Wolke, noch zu grob und nicht lebensfähig ist, von diesem paradiesischen Aussichtspunkt ist die Wüste, sind alle geographischen Gebilde ein Ganzes, Unteilbares. Gebirgskämme, Flüsse, Meere fließen harmonisch ineinander; es gibt keine politischen Grenzen. Einmal, als ich am Lauf des Amazonas entlangflog, mußte ich lernen, daß

dieser Strom durch fast ein Dutzend politischer Grenzen unterteilt sei – legalen, illegalen, halb legalen. Daß sich inmitten einer märchenhaften Dschungel- und Vogelsumpflandschaft mit Urbaumriesen und Roten Ibissen Polizeitruppen, Partisanen, Banden, Eingeborene legal, illegal und halb legal auf das mühsamste bekämpften. Sollte der Blickpunkt aus der Höhe nicht der menschengemäÙere sein? Ist unser

Planet, auf dem wir verzweifelt wohnhaft zu werden versuchen, nicht von diesem Blickpunkt aus geschaffen worden? Die Kriegsschauplätze überziehen die Erde wie Krebswucherungen. Gelingt es, ein Geschwür herauszuoperieren, sind wir froh, wieder einmal davongekommen zu sein. Aber erfüllen wir damit schon die Würde unseres Menschseins? Und wuchert die Krankheit nicht an anderer Stelle weiter? Genügt es, immer nur die

Folgen, nie die Ursachen zu bekämpfen? Was haben wir getan, um die Bildung der Krankheitsherde zu verhindern? Mit unserem Denken, Fühlen, Wollen? Ja, schon ein positiver Gedanke kann zur Genesung unserer Erde beitragen. Aber wir denken nicht einmal. Die Schwierigkeit unseres Menschseins besteht gar nicht darin, eine gute Tat zu tun, sondern einen guten Gedanken zu denken. Wir denken nicht mehr, wir empfinden nicht mehr – und unsere Aktivität wird durch stupides Stieren auf Pseudo-Fernseh-Aktion passiv abreagiert. Diese Herzensträgheit ist das große Übel unserer Zeit.

Wieder blutete ein Volk, das nichts möchte, als in Frieden mit seinen Nachbarn zu leben und Zitrusaine in eine fast tote Wüste zu pflanzen. Die Einsicht des Fliegers, der von der Stratosphäre aus die Homogenität der Erde erkennt, muß die Einsicht aller werden. Die Krankheit unseres Planeten darf nicht an uns vorübergehen wie an einem Patienten, der die Genesungs- und Besinnungszeit mit dem Durchblättern von Comic-Strips verbringt. So aber handeln wir allzuleicht, allzuoft.

Die Tätigkeit des Fliegers kann geradezu meditativen Charakter annehmen: Loslösung, Schwerelosigkeit, Überschau, Einsicht, Heimkehr. Wenn das Flugzeug nach dem Start aus einem dämmerdüsteren Hafen aufsteigt und groß und rot der Morgen wie aus einem artesischen Brunnen strömt, wird nicht nur die Erde, wird auch die Seele auf ihr wahres Maß zurückgeführt. Alles, was uns eben noch erregen, kränken, beleidigen konnte, klingt ab wie ein Strudel, der sich in der Weite des Flusses verliert. Alles fließt in die große klare Einfachheit, durch die sich das Wesentliche dieser Welt manifestiert.

Der Flieger, der, aus Osten kommend, die Syrische Wüste überquert, muß zwanzig Minuten vor dem Mittelmeer einen scharfen Haken nach Norden, auf Damaskus zu, schlagen. Vor ihm dehnt sich Jordanien, dahinter Israel; die irrsinnigen Gesetze dieser Welt erlauben keine Verbindung zwischen arabischem und israelischem Territorium, auch durch die Stratosphäre nicht.

Dort, bei Mesimiyeh, bietet sich die ockerne Wüste plötzlich mit großen schwarzen Flecken dar, wie faule Stellen auf Apfelschalen. Lavaadern durchziehen den Sand. Krater, Vulkankegel runden sich, erst vereinzelt, dann zu einer gigantischen gagatschwarzen Steinwüstenei aufgetürmt. Unverändert durch die Jahrtausende zeugt so die Erde von der Zerstörung Sodoms und Gomorrhahs. Unsere Bemühung, Mensch zu werden, wird durchkreuzt von der lavaschwarzen Chaotik und dem Zerstörungswillen, der tief in uns allen wurzelt. Es gibt kein Allheilmittel; und es geschehen keine Wunder, außer wenn wir sie selber vollbringen. Aber wir müssen uns bewußt werden, daß jeder Sieg über den Mitmenschen auch einen Verlust bedeutet. Jedes Leid, das ich meinem Nächsten zufüge, füge ich mir selber zu. Von der Stratosphäre aus sind Beirut und Jerusalem, Tel Aviv und Damaskus, sind die Behausungen der Menschen sehr eng zusammengedrückt.

Es gibt niemanden, der nicht unser Nächster wäre.

Foto: UNICEF





Foto: Alexander von Mokus

Schutz vor schwachen Stunden

Die häufig eintreffenden Briefe an die Redaktion haben uns veranlaßt, in der zuständigen Fachpresse nach der Antwort auf die bange Frage besorgter Mütter zu suchen: „Wie schützen wir unsere Töchter?“ Die Zeitschrift „Die Linie, das offizielle Fachorgan für Mieder und Wäsche“, hat zu unserer großen Freude diesen Problembereich erschöpfend behandelt unter der allumfassenden Rubrik, die jede Frau angeht: „Wie schützt man sich vor schwachen Stunden?“ Dieser feinsinnige Artikel, der freilich nicht für unkundige Laien, sondern für die Fachleute des Textilhandels geschrieben worden ist, setzt sich zunächst mit den Ursachen des allgemeinen Sittenverfalls auseinander und stellt fest, „daß die Massenmedien mit ihren suggerierenden Eigenschaften die Moralgrenzen auf dem sexuellen Gebiet erheblich verwischt haben“. Doch: „Wir sind keine Moralapostel“, fahren die Miederleute fort. „Wir stellen nur fest, daß manches intime Zu-

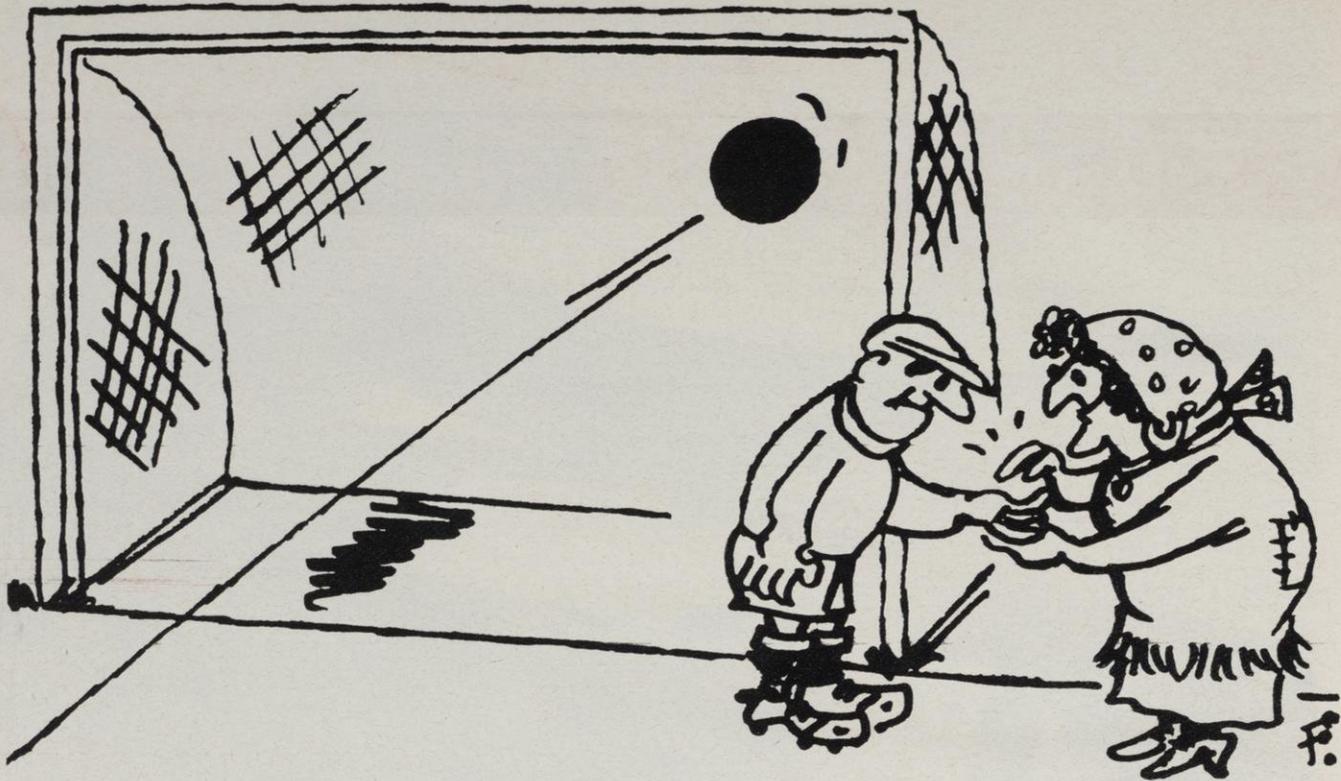
sammensein nur auf eine augenblickliche Schwäche der weiblichen Partnerin zurückzuführen ist.“ Der momentanen Schwächesituation also hat unser Augenmerk zu gelten. Da es ein verlässliches Mittel zu grundsätzlicher Schwähebeseitigung nicht zu geben scheint, konzentrieren sich die Überlegungen auf vorbeugende Maßnahmen. Hier empfiehlt das Fachblatt, nach dem Motto „Gefahr erkannt – Gefahr gebannt!“ als aktuelles Präventiv das Miederhöschen. An Stelle in ihrem Erfolg nicht immer gesicherter erzieherischer Bemühungen die praktische, die technische Lösung also. Ihre Vorzüge liegen auf der Hand und haben sich im fortschrittlichsten Land der Welt, in den USA, bereits eindeutig erwiesen. Die Zeitschrift schreibt: „Die weibliche Jugend (in den USA) befaßt sich mit ihren Boyfriends nicht nur bei Tageslicht und unter den scharfen Augen irgendeines Anstandswauwau. Da gibt es laufend Partys, selbst bei Mondenschein,

und damit verbunden Date und Petting, etwas brutaler ausgedrückt: Aufklärung am lebenden Objekt. Doch mit Sittenverfall hat das Petting nichts zu tun. Das junge Mädchen läßt es nicht bis zur letzten Konsequenz kommen, und der junge Mann ist sich darüber vollkommen klar. Die in den Staaten allmächtige und unumgängliche Statistik hat gezeigt, daß in den großen Mieder- und Wäscheabteilungen, speziell für die weibliche Jugend eingerichtet, der kleine handbreite Strumpfhaltergürtel unter den einschlägigen Artikeln den geringsten Absatz findet. Die jungen Mädchen kaufen entweder Pantys, also Miederhöschen mit kurzen oder langen Beinen, oder Gürtel, also Schlüpfer. Doch stehen die Pantys in den verschiedenen Beinlängen durchaus im Vordergrund...“ Denn: „Die Form der sicheren und abgeschlossenen Miederhöschen soll bei eventuellen Schwächeanfällen dazu dienen, die Ehre des jungen Mädchens verteidigen zu helfen. Wenn junge Amerikanerinnen zu ihrem Date gehen, kann es ohne weiteres passieren, daß sie von ihren Müttern gefragt werden, ob sie auch ihr Mieder-

höschen angezogen hätten. Man mag das nach unseren europäischen Begriffen für übertrieben halten, aber es ist doch etwas dran. Die Pantys sind für die jungen Amerikanerinnen wirklich so etwas wie ein moderner Keuschheitsgürtel...“ Den Fach- und Einzelhändlern rät das Blatt: „Versuchen Sie es doch mal, diesen Aspekt beim Verkauf anzusprechen!“ Früher oder später wird der Branche gewiß auch der passende Slogan noch einfallen. Etwa: „Schon im Mittelalter hatte ein kluger Kopf die richtige Idee!“ Oder: „Hineinschlüpfen und sich sicher fühlen!“ Aber dies sind bereits Probleme des Marketings, die uns nichts angehen. Wir veröffentlichen den Artikel ohne jeden Kommentar, einzig und allein in der Absicht, mit diesen interessanten und, wie uns scheint, bedenkenswerten Ausführungen besonders unseren jungen Leserinnen eine wichtige Lebenshilfe an die Hand zu geben.

Gerd Angermann

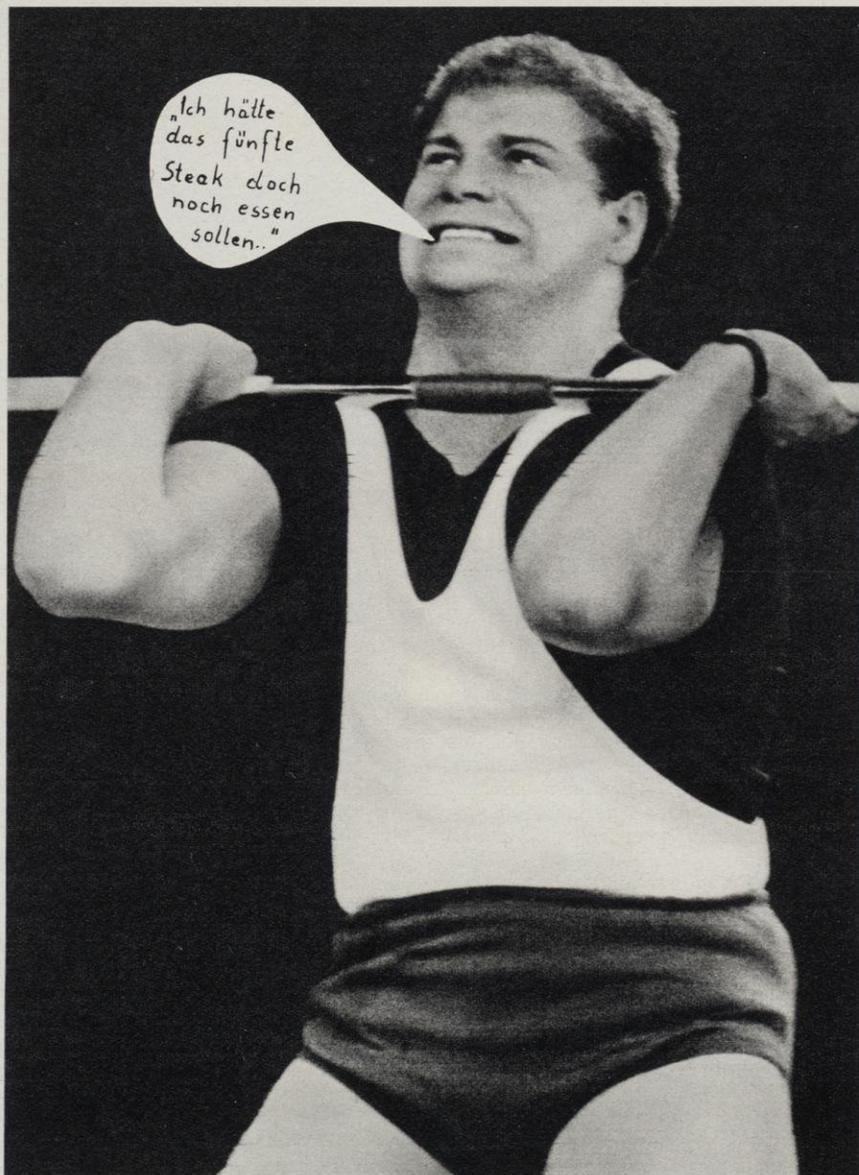
Kleine Geschichten um den großen Sport



Es droht ihnen ein Unheil!

Zumeist sind in Deutschland die verschiedenen Sportarten aufeinander eifersüchtig. Manches Talent kommt nicht zur Entfaltung, weil es die falsche Sportart wählte und niemand ihm den Weg zu dem Sport ebnet, in dem es große Erfolge haben könnte. In Süddeutschland scheint man da vernünftiger Wege zu gehen. Frisch auf Göppingen stieg in die Bundesliga im Hallenhandball auf, hatte aber keinen erstklassigen Torwart. Der VfB Stuttgart hat auf seiner Reservebank der Fußballer Gerhard Heinze sitzen. Dieser junge Mann hütete bereits das Tor der deutschen Jugendauswahlmannschaft. Stuttgarts Fußballer wollen nun das Torhütertalent nicht auf der Reservebank versauern lassen. Er soll Göppingens Handballer verstärken. Ein Experiment, aber sicherlich eines, das von viel Sportgeist zeugt.

Foto: Schirner



Ohne den mehrfachen Olympiasieger und Weltmeister Italien wird das Olympische Fußballturnier in Mexiko-City stattfinden. Die Italiener haben abgesagt, weil ihnen die olympischen Amateurbestimmungen nicht zusagen. Sie sind der Meinung, wenn die Ostblockstaaten mit ihren Staatsprofis am Turnier teilnehmen dürfen, dann sollte man bei den Fußballprofis aus Italien auch ein Auge zudrücken. Daran denkt man verständlicherweise nicht. Nun sehen Italiens Fußballer zu.

Nicht jedem künftigen Rekordmann sieht man den Erfolg schon in jüngsten Jahren an. Der derzeit beste Kugelstoßer der Bundesrepublik, Traugott Blöckler, der mit einer Leistung von 19,31 Meter bereits die Qualifikation für Mexiko schaffte, fing vor 10 Jahren mit dem Kugelstoßen an. Damals schaffte er ganze 7,50 Meter. Für einen 13jährigen ganz schön, aber bis zum Rekord ein weiter Weg. Mit 14 Lenzen stieß er 10,50 Meter. Die 14,05 Meter waren dann für einen 15jährigen schon respektabel. Dennoch war er mit 19 Jahren erst bei 16,53 Meter angelangt. Jetzt ist er 23 und peilt nicht nur Mexiko, sondern auch die 20-Meter-Grenze an.

Eine „Tour de France“ wird die olympische Flamme hinter sich haben, wenn sie am 6. Februar zur Eröffnung

der Olympischen Winterspiele in Grenoble eintrifft. Sie wird traditionsgemäß im Hain von Olympia entzündet und von Athen aus im Flugzeug nach Paris übergeführt, wo sie schon am 19. Dezember eintrifft. Über 6000 Kilometer wird sie dann über Frankreichs Straßen getragen, um für die Spiele und die Idee zu werben, ehe sie über der Olympiastadt Grenoble leuchtet.

Bittere Rivalität herrscht im Augenblick unter den deutschen Radsportprofis. Man wirft Rudi Altig vor, sich zu Unrecht über mangelnde Unterstützung bei der Straßen-Weltmeisterschaft beschwert zu haben. Die von Altig angegriffenen Fahrer kontern: „Altig hat doch seine Chance gar nicht wahrnehmen wollen. Er hatte sich doch verpflichtet, seinem italienischen Markengefährten Motta zu helfen.“ Wer recht hat, weiß man nicht. Von der Rivalität profitieren die Zuschauer auf den deutschen Winterbahnen. Denn alle jagen jetzt Altig.

Westdeutschlands Fußballstadien sind nicht die besten. Einst Vorbilder für andere Städte, sind sie jetzt veraltet. Bisher wurden nur von den Fußballvereinen Vorstöße in Richtung Modernisierung oder Neubauten gemacht. Jetzt haben auch die Stadtväter von Köln, Düsseldorf, Duisburg, Bochum, Essen und Gelsenkirchen dieses Thema heftig diskutiert und rufen nach einem modernen Stadion. Man möchte mit zu jenen Städten gehören, die Spiele des Weltmeisterschaftsturniers 1974 zuteil bekommen. Da die geplanten Stadien aber meist zwischen 20 bis 30 Millionen D-Mark kosten werden, dürfte nur eine Stadt das Rennen machen. Aber welche?

Viele Sympathien für die deutschen Sportler, die zu den vorolympischen Spielen nach Mexiko führen, mobilisierte Siegfried Perrey, einst Handball-Nationalspieler und heute Verantwortlicher für die deutsche Olympiavorbereitung. Er stülpte sich einen Sombrero aufs Haupt und dirigierte mit Temperament eine einheimische Musikkapelle.

Willy B. Wange